

980.013
Sch52a
1922

ULRICH SCHMIDEL

Abenteuer in Südamerika



LEIPZIG * F.A. BROCKHAUS

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Alte
Reisen
und
Abenteuer
2

Contrafactur
Ulrichs Schmiedels.



Ulrich Schmiedel.

ULRICH SCHMIDEL

Abenteuer
in Südamerika

1534 bis 1554

Nach den Handschriften bearbeitet von

Curt Cramer



LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS / 1922

Umschlagentwurf von Willi Harwerth, Leipzig.

Alle Einschaltbilder sowie die Bilder und Karten auf den Seiten
29, 36, 37, 49 nach der Ausgabe des Berichtes Schmidels von
Levin Hulsius (Nürnberg 1599).

Copyright 1922 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

980.013
Sch52a
1922

Inhalt.

	Seite
Ulrich Schmidel und seine Zeit	5
Vorrede Ulrich Schmidels zu seinem Reisebericht (Facsimile)	25
1. Auf der Fahrt nach Südamerika	27
2. Gründung von Buenos Aires	34
3. Preisgabe von Buenos Aires	42
4. Vordringen bis zum Flusse Paraboe	47
5. Menschenfresser	55
6. Joann Gollas Untergang	59
7. Christliche Mörder und indianische Tücke	65
8. Schiffbruch	72
9. Der neue Oberbefehlshaber Cabeza de Baca	75
10. Auf der Goldsuche	82
11. Meuterei	92
12. Aufstand der Carios	97
13. Frala sucht nach Gold	108
14. Heuschrecken-, Wasser- und Kriegsnöte	116
15. In Peru	124
16. Im Kampf mit Indianern und Rebellen	128
17. Marsch zur Küste	132
18. Seereise und Heimkehr	141
<hr/>	
Erläuterungen	149

Ulrich Schmidel und seine Zeit.

Sin verwegener Abenteurer, der bayerische Landsknecht Ulrich Schmidel aus Straubing an der Donau, hat vor nun fast 400 Jahren als alternder Mann erzählt, was er während seines zwanzigjährigen Aufenthalts im neuentdeckten Südamerika erlebt und erlitten hat. Daß ein solcher Mann, der zwar wacker dreinzuschlagen verstand, aber mit Lesen und Schreiben sich Zeit seines Lebens nie sonderlich abgegeben hat, kein kunstvolles Werk zu schreiben vermochte, in dem jeder Satz und jedes Wort auf seine Wirkung hin sorglich abgewogen ist, wird niemand in Erstaunen setzen. Erstaunlich aber ist, daß dieser Bericht trotz dieser Unvollkommenheit, trotz der Schwerfälligkeit im Aufbau und trotz der Ungeschicklichkeit und oft genug auch Unschicklichkeit und Roheit im Ausdruck so zu fesseln und zu unterhalten vermag, daß wir ihn noch heute mit Vergnügen und Freude zur Hand nehmen können.

Freilich so wie er uns in den zwei noch erhaltenen

Handschriften vorliegt, ist er für einen ungeschulten Leser kaum verständlich, trotzdem jetzt von beiden gute Neu- drucke hergestellt sind. Und mit den alten gedruckten Aus- gaben ist man nicht besser daran. Außerdem geben diese uns die Reisebeschreibung nicht so, wie sie abgefakt ist, sondern modische, nach dem jeweiligen Zeitgeschmack zurecht- gestuzte und verfälschte Umarbeitungen. Will man das Werk kennenlernen, wie es wirklich ist, so muß man auf die beiden Handschriften zurückgehen, von denen eine höchstwahrscheinlich von Schmidel selbst verfertigt ist. Diese Handschriften nun galt es in verständliches und fließendes Deutsch zu bringen; jedoch so, daß bei alledem nirgends auch nur im geringsten der Sinn geändert wurde, und daß der alte Ausdruck soweit wie nur irgend möglich gewahrt blieb. Dieser Arbeit stellten sich aber noch ganz besondere Schwierigkeiten entgegen, die in der Un- zulänglichkeit Schmidels ihren Ursprung haben: Dieser Abenteurer hat zwar sehr Vieles und sehr Seltsames zu erzählen, es fällt ihm aber sehr schwer, seinen Erlebnissen schriftlich Ausdruck zu geben. Wie oft kommt es vor, daß ein Satz nicht zu Ende geführt wird, daß mitten im Satz der Faden verloren oder ein neuer Gedanke angesponnen wird! Und die Rechtschreibung gar spricht den bescheiden- sten Regeln Hohn. Ein halbes Duzend oder mehr ver- schiedener Schreibweisen für einen und denselben Eigen- namen ist keineswegs selten. Dazu die zahllosen Fremd- wörter, die Schmidel mit großer Vorliebe und auch leid- lich richtig anzuwenden versteht, für gewöhnlich aller- dings in der schlimmsten Art verballhornt, so daß es oft viel Mühe macht, die Herkunft eines solchen meist aus

dem Spanischen stammenden Wortes festzustellen. Im vorliegenden Text sind diese Fremdwörter meist beibehalten worden, da sie eine wesentliche Eigentümlichkeit des Schmidelschen Stils ausmachen; jedoch ist [in Klammern] eine kurze Worterklärung beigefügt. Ausführlichere Erläuterungen und Anmerkungen dagegen sind in einem dem Texte nachgestellten Anhang zu finden.

* *

Um nun aber zum rechten Verständnis des von Schmidel Erzählten zu gelangen, ist es notwendig, in großen Zügen wenigstens mit der Geschichte der Entdeckung Südamerikas und dem Anteil der Deutschen daran vertraut zu sein.

Erst auf seiner dritten Reise 1498 entdeckte Kolumbus die Insel Trinidad und die Orinokomündung und betrat damit südamerikanisches Festland; und gar erst auf seiner vierten Reise 1502 segelte er ein größeres Stück die Nordküste Südamerikas von der Orinokomündung bis zum Golf von Darien entlang. Daß er es aber hierbei mit einem ausgedehnten Festland zu tun hatte, erkannte er noch nicht. Binnen weniger Jahrzehnte in dessen wurde dann fast die gesamte Küste des neuentdeckten Erdteils befahren. 1509 endlich fand Jañez Pinzon zusammen mit Juan Diaz de Solis die La-Plata-Mündung, die auch Magalhães auf seiner Fahrt um die Erde aufsuchte, um von dort aus noch weiter nach Süden bis zu der Straße vorzudringen, die seitdem seinen Namen trägt. Im Jahre 1520 durchsegelte er diese und gelangte in den Stillen Ozean. Diesen hatte bereits 1513 als erster Europäer

Basco Nuñez de Balboa gesehen, nachdem er die Landenge von Panama überschritten hatte. Bald war auch die Westküste des Kontinents kein unbekanntes Land mehr. Gerade hier faßten die Spanier am frühesten in Südamerika festen Fuß.

Franzisco Pizarro war es, der 1531—35 im Vereine mit seinen Brüdern und mit Diego Almagro den mächtigen Inkastaat der spanischen Krone eroberte und dabei in rücksichtslosester Weise dessen Reichtümer ausbeutete.

Überhaupt war das Augenmerk dieser Eroberer in Amerika sowohl wie in Ostindien nur darauf gerichtet, so schnell und so leicht wie möglich möglichst große Gewinne irgendwelcher Art zu erzielen. Sie scheuten dabei vor keinen noch so brutalen und grausamen Gewalttaten zurück, wenn sie glaubten, sich dadurch in den Besitz neuer Schätze setzen zu können. Versuche, den Boden zu kultivieren und ihn so zu einer Quelle dauernder reicher Einnahmen zu machen, wurden nur ganz vereinzelt und mit unzureichenden Mitteln unternommen. Höchstens verstand man sich dazu, die überaus ergiebigen Bergwerke auszubeuten. Aber auch dieses machte man sich äußerst bequem: Man ließ Indianerklaven nach Gold, Silber oder Kupfer graben, ohne sich im übrigen sonderlich um das Wohl dieser Fronarbeiter zu kümmern. Gingen diese dabei zugrunde, so fand sich ja, in der ersten Zeit wenigstens, leicht genügender Ersatz. Einzig um das Seelenheil der armen Heiden zeigte man sich äußerlich sehr besorgt und war schnell bereit, mit Feuer, Folter und Schwert die im Unglauben Beharrenden zu bekehren. Natürlich bot

dieses Vorgehen Gelegenheit genug, Tribute aller Art zu erheben. Meist aber zog man vor, solche Abgaben einfach zu befehlen, ohne dafür Begründungen anzuführen. Geradezu märchenhafte Schätze wurden auf diese Weise in diesen Ländern gewonnen und nach Europa gesandt. Den größten Gewinn hatten naturgemäß die Länder, denen diese Kolonien gehörten — Spanien und Portugal. Das Schwergewicht des Handels und Verkehrs verschob sich demzufolge nach diesen westlichen Staaten Europas. Und von den andern Staaten konnten nur jene, die auch am offenen Ozean lagen, es ermöglichen, sich erfolgreich die neugewonnenen Handelsbeziehungen zunutze zu machen. Die Länder dagegen, die bisher die Mittelpunkte des Handels gebildet hatten, Italien und Deutschland, geriethen in arge Bedrängnis.

Während des ganzen Mittelalters hatten hauptsächlich diese beiden letztern den Zwischenhandel mit den Erzeugnissen des Orients vermittelt und es dadurch zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Durch die neuen Entdeckungen wurde diese Quelle des Reichtums abgelenkt und kam den Westmächten zugute. Eine Art kommerzielle Vereisung bedrohte die Völker Mitteleuropas.

Die weitblickenden Kaufleute dieser Länder erkannten sehr bald die nahende Gefahr; sie verstanden sich zu großen Opfern und nutzten gründlich den Einfluß aus, den sie bei Kaiser, Königen und Fürsten hatten, um Anschluß an die neuen Verkehrs- und Handelsmittelpunkte zu bekommen.

Den Niederlanden, die damals noch zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörten, fiel dies

danf ihrer günstigen Lage am Weltmeer nicht allzu schwer. Sie gestalteten ihre schon seit alters bestehenden guten Beziehungen besonders zu Portugal enger und lebhafter und riefen binnen kurzem einen schwunghaften Handel ins Leben. In Lissabon gab es schon seit langem eine flämische Kolonie, die nun mächtig emporblühte und deren Mitglieder sich zum großen Teil hohen Ansehens erfreuten. Von Flamländern dieser Kolonie wurden auch die Azoren bevölkert, die deshalb lange Zeit Das Flamen-gas, die flämischen Inseln, genannt wurden.

So kam es, daß die oberdeutschen Kaufleute, deren Handel ganz besonders hart von dem Einfluß der neuen Entdeckungen betroffen wurde, ihre besondere Aufmerksamkeit nach eben diesen Niederlanden richteten. In den dortigen großen Handelsplätzen, vor allem in Antwerpen, legten sie Faktoreien an und trieben von dort aus, ebenso wie die Niederländer selbst, Handel mit den Pyrenäenstaaten. Auch die Anlage von Handelsstationen in diesen Ländern ahmten sie bald den Niederländern nach. — Sie gingen sogar noch weiter und erwirkten für sich vom Kaiser, der tief in ihrer Schuld stand, weitgehende wertvolle Handels- und Kolonisationsvorrechte. Im Jahre 1530 z. B. baten die F u g g e r um die Erlaubnis, Niederlassungen in den Ländern zwischen Peru und der Magalhãesstraße gründen zu dürfen. In ähnlicher Weise bemühten sich die W e l s e r. Sie erhielten das Privilegium, in Venezuela, das damals als das eigentliche Goldland galt, zu kolonisieren; mit diesem Land waren schon 1528 die Brüder Ehinger und Hieronimus Sailer belehnt gewesen; 1531 erhielten es die W e l s e r. Und nun

finden wir eine ganze Reihe Deutscher, die das Land für dieses Kaufmannsgeschlecht zu unterwerfen suchten: Ambrosius Ehinger, nach seinem Geburtsort auch Dalfinger geheißten, ferner Federmann und Hohermuth, schließlich Philipp von Hutten und der Sohn des Bartholomäus Welser sind hier zu nennen. Nach vielen Mißerfolgen gaben die Welser schließlich 1545 diese Kolonie auf; sie hatten jedoch noch länger, gemeinsam mit den Ellingern, die Kupferbergwerke von Santo Domingo in Pacht; die Familie Tezel aber die Minen von Kuba. Einem andern deutschen Kaufmannsgeschlecht, den Crombergern, gehörten die Silberminen von Sultepeque in Mexiko. Und ebenfalls 1531 findet man auch einen Faktor der Fugger in Yufatan. In Brasilien dagegen treffen wir den verkrachten hessischen Studenten Hans Staden in portugiesischen Diensten. Später versuchten die Holländer sich dort festzusetzen. Und zahlreich sind die Namen der Deutschen, die sich an diesen Entdeckungs- und Eroberungszügen beteiligt haben, ohne irgendwo in leitender Stellung zu sein.

Von all diesen Männern verdienen drei ganz besonders beachtet zu werden: Staden, Federmann und Ulrich Schmidel. Sie sind die einzigen unter den vielen deutschen Abenteurern, die uns schriftliche Aufzeichnungen über ihre Reisen und Erlebnisse hinterlassen haben.

* * *

Über das Leben Ulrich Schmidels ist uns nur wenig bekannt. Er wurde um 1510 in Straubing als jüngster Sohn einer alten, angesehenen Patrizierfamilie geboren.

Sein Vater und einer seiner Brüder waren Bürgermeister der Stadt. Man vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß er etwas gelehrtes Wissen besessen habe. Allzuviel wird es wohl nicht gewesen sein. Wie so viele zu seiner Zeit packte auch ihn das Reisefieber, reizte es ihn, in die Welt zu ziehen und mit eignen Augen die Wunder der neuentdeckten Länder zu schauen, von denen so fabelhafte, schier unglaubliche Gerüchte umgingen. Als ein junger Mann von 25 bis 30 Jahren trat er im Jahre 1534 von Antwerpen aus die Reise an. Nach vierzehntägiger Seefahrt gelangte er nach Cadix. Dort fand er viel Volks versammelt, darunter nicht weniger als 150 Deutsche und Niederländer, die sich alle an der Expedition nach Südamerika beteiligen wollten, die gerade damals Pedro de Mendoza ausrüstete.

Von den 14 Schiffen, die bestimmt waren, die Teilnehmer an der Expedition nach der La-Plata-Mündung zu bringen, gehörte eins den Welslern. Auf diesem schiffte sich Schmidel mit ungefähr 80 Deutschen ein. Von Sevilla aus ging die Flotte über die Kanarischen Inseln und das einsame, menschenleere Eiland Fernando Noronha nach Rio de Janeiro, von dort weiter nach der La-Plata-Mündung, wo die Expedition am 2. Februar 1535 landete. Diese Bucht ist, wie schon erwähnt, zuerst 1509 von Jañez Pinzon und Juan Diaz de Solis gefunden worden. 1515 ging Solis, diesmal allein, nochmals nach diesem Gebiet und wurde dort mit seiner gesamten Mannschaft von Indianern niedergemacht. Nachdem dann Magalhães auf seiner Weltreise die Bucht besucht hatte, kam von 1526 bis 1530 Se-

bastiano Caboto mit vier Schiffen dorthin. Er stellte als erster genauere Erkundungen in der Gegend des heutigen Buenos Aires an und fuhr mit zwei kleinen Schiffen den Parana ein Stück hinauf, gründete das Fort Sancti Spiritus, drang bis zum Salto de Agua vor und wagte es sogar, den Vermejofluß ein Stück hinaufzufahren. Das Werk Cabotos hatte jedoch nur kurzen Bestand; denn bald nach seiner Abfahrt wurde das Fort Sancti Spiritus von Indianern überfallen und die Besatzung größtenteils niedergemacht. Zu Reklamezwecken hatte Caboto, der von den dortigen Eingeborenen etwas Silber erworben hatte, den Strom Rio de la Plata, Silberstrom, genannt. Dieses Silber war es auch, das Mendoza zu der Expedition gereizt hatte, an der sich Schmidel und viele andere Deutsche beteiligten, und deren weiterer Verlauf hier in kurzen Zügen geschildert werden soll.

* * *

Bei der Ankunft in der La-Plata-Bucht warf man zunächst in dem Hafen St. Gabriel Anker, unweit der heute dort liegenden Stadt Colonia del Sacramento. Der Landungsplatz sagte aber Mendoza wenig zu, und so siedelte man binnen kurzem auf das gegenüberliegende Flußufer über.

Das Land an der La-Plata-Bucht hatte eigentlich wenig Verlockendes für Ansiedler. Im Gegensatz zu den hochkultivierten Ländern Perus und Mexikos war es eine öde, trostlose Gegend, die von unkultivierten Indianerstämmen bewohnt wurde. Mühselig genug fristeten diese ihr Leben durch Jagd und Fischfang. Nichtsdestoweniger wurden sie gezwungen, die Ankömmlinge von ihren

ohnehin so spärlichen Lebensmitteln noch mitzuernähren. Oft genug wollten sich die Indianer diesem Zwange nicht gutwillig fügen, zerstörten und verbrannten, was sie nicht mit sich nehmen konnten, und flohen davon. So kam es sehr bald zu Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen und den brutal gegen sie vorgehenden Eroberern. Diese waren mit ihren Feuerwaffen, Stahldegen und starken Rüstungen den nur mit Bogen und Pfeil, Steinwaffen und Wurfkugeln kämpfenden Wilden weit überlegen. Wenn die Indianer aber in Massen angriffen, so konnten sie ihre Feinde doch in sehr ernste Gefahr bringen. Deshalb hielt man es für angebracht, die dürftigen Hütten, die sich die Soldateska errichtet hatte, und in denen sie in den denkbar bescheidensten Verhältnissen hauste, mit einem Erdwall zu umgeben, der allerdings an Baufähigkeit und Kläglichkeit den Wohnungen wenig nachstand.

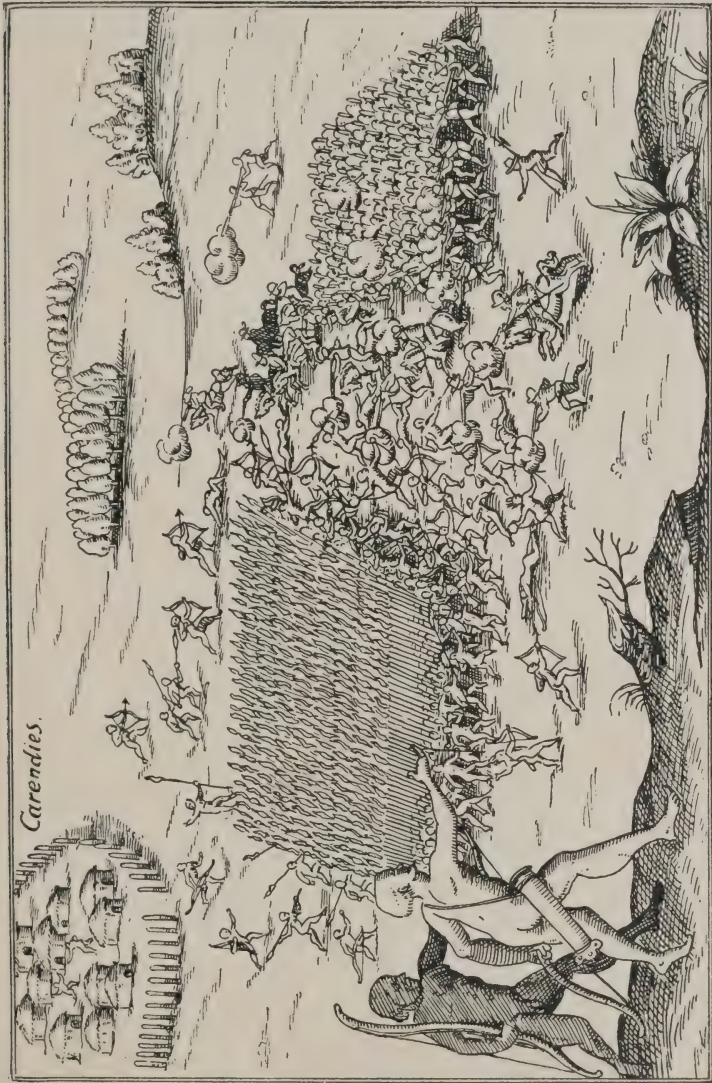
In dieser Siedlung verlebten die Europäer drei wahrhaft furchtbare Jahre. Die Eingeborenen waren, durch das brutale Vorgehen der Weisen geängstigt, entflohen, und so blieben auch die für die Expedition unentbehrlichen Lebensmittel aus. Eine entsetzliche Hungersnot war die Folge. Ein Streifzug, den man zur Beschaffung von Lebensmitteln aussandte und dem auch Schmidel angehörte, kehrte nach großen Menschenverlusten zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Zu allem Überfluß griffen auch die Indianer, die sich in der Zwischenzeit vereinigt hatten, mit starker Heeresmacht die neugegründete Stadt an, der man den schönen Namen Buenos Aires, gute Luft, gegeben hatte, und schossen die strohgedeckten Hütten und vier Schiffe mit Feuerpfeilen in Brand.

Allerdings erwehrte man sich schließlich ohne allzu beträchtliche Verluste des Überfalls. Trotzdem aber hielt es Mendoza für geraten, seine Truppen, die sich inzwischen infolge der großen Entbehrungen von 2500 auf 560 Mann vermindert hatten, nach einer günstigeren Gegend zu übersiedeln. Eine kleine Besatzung, der auch Schmidel zugeteilt wurde, ließ man bei den Schiffen zurück. Mit dem kläglichen Rest seiner so glänzend begonnenen Expedition fuhr Mendoza den Parana flußaufwärts. Unter Entbehrungen, Mühen und Gefahren aller Art gelangte man endlich in das Gebiet der Timbus. In deren Hauptort legten die Eroberer eine neue Siedlung an, der sie zu Ehren des Gründungstages den Namen Corpus Christi, Fronleichnam, gaben. Bald darauf legte Mendoza sein Amt nieder. Er brach vor Krankheit und Kummer zusammen und machte sich auf die Rückreise nach Spanien. Unter dem Befehl des Don Juan Añolas drang man nun unter fortwährenden Kämpfen und Gefahren den Parana weiter stromaufwärts vor bis zur Einmündung des Paraguan, setzte auf diesem Fluß die Reise fort, passierte die Mündung des Bermejo und gelangte schließlich ins Gebiet der Guaranis. Lambere, die Hauptstadt dieses kriegerischen Indianerstammes, wurde erobert. Dies geschah am Tage Mariä Himmelfahrt. Deshalb nannte man die Siedlung, die man dort anlegte, Asuncion. Nachdem Añolas dort seine Stellung genügend befestigt hatte, wollte er weiter nach Norden und Westen vordringen, wo er die vielgepriesenen Goldländer vermutete. Er fuhr also weiter den Paraguan hinauf und bog dann nach Westen ab, kam aber bei diesem

Unternehmen mit seiner gesamten Mannschaft um. Die am St.=Ferdinands=Berg unter dem Befehl Tralas zurückgelassene Besatzung kehrte nach langem Warten nach Muncion zurück. Nachdem man von dem Untergang der Expedition Anolas sichere Kunde erhalten hatte, wurde Trala zum Oberbefehlshaber erwählt. Er beschloß, die Besatzungen in Corpus Christi und Buenos Aires mit seiner stark geschwächten Truppe in Muncion zu vereinigen. Deshalb fuhr er wieder fluchabwärts, ließ in dem von Indianern bedrohten Corpus Christi eine Besatzung, der auch Schmidel angehörte, zurück und gelangte schließlich wieder nach Buenos Aires. Corpus Christi wurde bald darauf von einer indianischen Übermacht angegriffen, und der Führer der Besatzung, Antonio Mendoza, fiel. — Trotzdem Trala der hungernden Besatzung frischen Proviant sandte, hielt man es doch für geraten, Corpus Christi aufzugeben und sich auch nach Buenos Aires zu der Truppe Tralas zu begeben. Hierhin brachte bald darauf ein Schiff die Nachricht, daß Alonso Cabrera mit einem andern Schiff in Sta. Catharina eingetroffen sei. Auf Befehl Tralas rüstete Gonzalo Mendoza ein Schiff aus, um Proviant von Cabrera zu holen. Auf der Rückreise scheiterte das Schiff, und nur wenige Mann der Besatzung, unter diesen auch Schmidel, wurden gerettet.

Verstärkt durch die frisch angekommenen Mannschaften, kehrte Trala nach Muncion zurück und verbrachte die nächsten drei Jahre damit, seine Stellung im Lande zu festigen. Im Jahre 1541 traf ein neuer, vom Kaiser ernannter Statthalter namens Cabeza in Sta. Catha-

Carendies.



Rämpfe mit den Carendies (Carendis).

Buenas Aëres.



Rio della Plata
oder Parana.

Buenos-Aires, kurz nach seiner Gründung.

rina ein, mußte sich aber wegen der schlechten Beschaffenheit seiner Schiffe auf dem Landwege nach Asuncion begeben und verlor dabei die Hälfte seiner Mannschaft.

Irala trat den Oberbefehl an ihn ab. Cabeza, den auch die Gerüchte von dem Goldreichtum des Landes reizten, hatte nichts Eiligeres zu tun, als für solch eine Expedition zu rüsten. Inzwischen sandte er zwei Erkundungspatrouillen aus, um ackerbautreibende Indianerstämme zu suchen. Dabei führte man auf seinen Befehl eine Strafexekution gegen einen der Stämme aus. Das hatte die Empörung der diesem Stamme verwandten Carios-Guaranis zur Folge, die von Irala niedergeschlagen wurde. Ein nun von Cabeza unternommener Vorstoß den Paraguay stromaufwärts mußte bald wieder wegen der gerade zu dieser Zeit herrschenden Überschwemmungen abgebrochen werden. Kurz darauf wurde Hernando de Rivero zu einer kurzen Erkundung ausgesandt. Dieser hatte mehr Glück; er zog den Paraguay weit hinauf und drang auf das Gerücht von großen Goldreichtümern hin tief in das Land ein. Überschwemmungen und Hunger nötigten auch ihn schließlich zur Umkehr. Als Cabeza nach Rückkehr der Expedition Rivero bestrafen wollte, weil er die gegebenen Instruktionen eigenmächtig überschritten hatte, und als er gar Miene machte, den Teilnehmern an diesem Unternehmen ihre reichliche Beute abzunehmen, kam es zur allgemeinen Empörung im Lager, und Cabeza mußte sich dem Willen der Menge fügen.

Eine nun von ihm persönlich geführte Goldsucherexpedition mußte abgebrochen werden, da er selbst und ein großer Teil der Mannschaft schwer erkrankten. Nach seiner

Rückkehr nach Asuncion wurde er von den unzufriedenen Truppen abgesetzt und nach Spanien zurückgeschickt. An seiner Stelle erwählte man Trala zum obersten Leiter der Kolonie. Hieran schloß sich ein Streit zwischen den Anhängern Tralas und Cabezas; dieser hatte einen Aufstand der Guaranis zur Folge, der mit großer Mühe niedergeschlagen wurde, nachdem die Ortschaften der drei wichtigsten Stämme erobert worden waren.

Als nun auch Trala den Versuch unternahm, die goldreichen Länder zu suchen, drang er trotz Hungers- und Wassersnöten und trotz zahlreichen Kämpfen mit den Eingeborenen bis ins Gebiet von Peru vor.

In diesem Lande gebot aber zu dieser Zeit nicht mehr Francisco Pizarro. Nach seinen beispiellos erfolgreichen Eroberungszügen, auf denen er zusammen mit Almagro innerhalb weniger Jahre ganz Peru unterworfen hatte, war es zwischen ihm und Almagro zu Reibereien gekommen. Nach verschiedenem Hin und Her hatten diese immer aufs neue ausbrechenden Zwistigkeiten damit geendet, daß Almagro von Hernando Pizarro, dem Bruder Franciscos, gefangen und auf dessen Befehl im Gefängnis erdrosselt wurde. — Daraufhin ermordeten Anhänger Almagros ihrerseits den Francisco Pizarro.

Die Anhänger Almagros scharten sich nun um dessen Sohn, der von den Parteigängern Pizarros äußerst verächtlich behandelt wurde. Deshalb wandte man sich nach Spanien um Recht. Unter diesen Umständen hielt es Hernando Pizarro für geraten, seine Sache persönlich vor dem König zu vertreten, erreichte aber

nichts, sondern wurde in Spanien ins Gefängnis geworfen.

Um Ordnung zu schaffen, entsandte die Regierung den Rechtsgelehrten Cristoval Baca de Castro als Statthalter nach Peru. Gonzalo Pizarro, der letzte der Brüder, fügte sich nach einer ansehnlichen Geldabfindung in die neuen Verhältnisse, während der junge Almagro dem Statthalter bewaffneten Widerstand leistete. Er wurde besiegt und hingerichtet. Im Jahre 1544 wurde Baca de Castro durch einen andern Statthalter, Blasco Nuñez Vela, ersetzt. Zwischen diesem und dem letzten der Pizarros kam es sehr bald zu Streitigkeiten, die mit der Niederlage und dem Tode des Nuñez Vela endeten.

Sein Nachfolger jedoch, der von der Krone mit diktatorischer Gewalt ausgestattete Priester Pedro de Gasca, errang nach wechselndem Kriegsglück endlich am 9. April 1548 bei Cuzco den Sieg über Pizarro. Dieser geriet in Gefangenschaft und starb unter dem Schwerte des Henkers. So war auch der letzte Widerstand beseitigt, und bald hatte der kriegstüchtige Priester das ganze Land in seiner Gewalt und setzte nun in rücksichtslosester Weise die Ausbeutungstaktik Pizarros fort.

Als er von dem Erscheinen Inzalas hörte, sah er darin einen Eingriff in seine Hoheitsrechte und verbot diesem kurzerhand jedes weitere Vordringen. Inzala versuchte durch eine Gesandtschaft weitere Zugeständnisse zu erlangen, sah sich aber genötigt, sich dem Befehle Pedro de Gasca zu fügen. Dieser hatte es sogar für ratsam befunden, einem seiner Offiziere namens Diego Centeno, der sich bei dem Kampf gegen Gonzalo Pizarro

ausgezeichnet hatte, die Verwaltung der von Trala eroberten Länder zu übertragen. Centeno jedoch starb gerade zu dieser Zeit, vielleicht ohne überhaupt etwas von der neuerlangten Würde erfahren zu haben.

So kam es, daß Trala schon sehr bald wieder den Rückmarsch antrat. Er züchtigte unterwegs die aufständigen Chiriguanos und langte schließlich nach anderthalb Jahren Abwesenheit wieder bei den Schiffen an, die er in der Nähe von St. Ferdinand zurückgelassen hatte. Von dort zog er 1549 weiter nach Asuncion.

Hier war inzwischen ein aus Spanien gekommener Offizier namens Diego Abriego mit Mendoza, der von Trala zum stellvertretenden Oberbefehlshaber ernannt worden war, in Streit geraten. Mendoza hatte, trotzdem die Truppen nach der von Trala für seine Rückkehr festgesetzten Frist sich für Abriego entschieden hatten, diesem nicht weichen wollen. Es war zum Kampf zwischen den beiden gekommen, der schließlich mit dem Siege Abriegos und der Hinrichtung Mendozas geendigt hatte. Als Trala wider Erwarten zurückkehrte, wollte Abriego sich auch diesem nicht unterwerfen und versuchte, Asuncion gegen Trala zu behaupten. Die Truppen jedoch gingen größtenteils rasch zu ihrem alten Führer über, und so sah sich Abriego zur Flucht genötigt. Ein zweijähriger Krieg zwischen den beiden Feldherren und ihren Anhängern war die Folge, der schließlich durch eine Eheschließung zwischen Angehörigen beider Parteien gütlich beigelegt wurde.

Zu dieser Zeit, am 25. Juli 1552, traf ein Brief für Ulrich Schmidel ein, worin er von seinem Bruder zur Rück-

lehr nach der Heimat aufgefordert wurde. Schmidel nahm darauf seinen Abschied und trat die Heimreise an. Und hierbei zeigte er nochmals kurz vor dem Ende seiner Abenteuerlaufbahn, was er für ein ganzer, tüchtiger und mutiger Kerl war, der vor keiner Gefahr zurückschreckte und eine auch noch so schwierige Aufgabe erfolgreich zu Ende zu führen wußte. Als einziger Europäer fuhr er in Begleitung von nur 20 Cariosindianern in zwei Booten den Paraguan hinauf, lenkte in das Tal des Tejui ein, und gelangte über Baren und Gebarreche nach Barode. Von hier fuhr er ein Stück den Parana abwärts bis nach Gienge und zog von dort aus quer durch ein noch fast gänzlich unerforschtes Gebiet Südbraziens nach dem Hafenorte St. Vicent. Unterwegs schlossen sich ihm zwei Spanier und zwei Portugiesen an, die zu den Anhängern Abriegos gehört hatten und von diesem desertiert waren. Zwei dieser Europäer verlor man freilich sehr bald schon wieder: Sie wagten sich trotz dem Abraten ihrer Freunde in ein Indianerdorf und wurden daselbst aufgefressen. Schmidel aber mußte mit seiner Handvoll Leute vier Tage lang den wütenden Angriff von nicht weniger als 6000 dieser Kannibalen aushalten.

Und nicht nur die Eingeborenen machten ihnen zu schaffen; auch vor den Europäern hieß es auf der Hut sein. Nur mit Sorge betrat man die Siedlung eines Portugiesen namens João Ramalho, der wahrscheinlich Sklavenjagd betrieb und sich eine sehr gefürchtete Stellung im Lande geschaffen hatte. Zum Glück, so erzählt Schmidel, trafen sie nur dessen Sohn an, und sie waren froh, als sie wieder unbehelligt seinem Machtbereiche

entronnen waren. Nicht minder aber als unter der Feindseligkeit der Bewohner hatte man unter der unwirklichen Natur des Landes zu leiden. Mitten durch die dichtesten Urwälder ging die Reise. „Wir zogen“, sagt Schmidel, „in wilden Wäldern, auf Wegen, wie ich dergleichen mein Lebtag keine ärgere und grausamere gereist bin.“ Die Überquerung der großen, wasserreichen Flüsse machte oft bedeutende Schwierigkeiten; reißende Tiere gefährdeten sie nicht minder als die Insekten und das Ungeziefer, das in den sumpfigen Gegenden massenhaft gedieh. Sechs lange Monate brauchte Schmidel, um den Weg von Asuncion nach der Küste zurückzulegen. Nach mancherlei Mühsalen auf der langen Seefahrt langte er schließlich nach viermonatiger Fahrt in Bissabon an und richtete dort Aufträge Tralas an die Regierungsbehörden aus. Hierauf trat er von Cadix aus die Heimreise an, entging durch einen glücklichen Zufall einem Schiffbruch, aber büßte dabei freilich fast all sein Hab und Gut ein.

Nach beschwerlicher Fahrt, wobei von 24 Schiffen der Handelsflotte 8 verlorengingen, gelangte man endlich nach der Insel Wight; von dort ging es nach Arnemuiden und Antwerpen. Am 26. Januar 1554 traf Schmidel in dieser Stadt, von der er einst ausgefahren war, ein, und kehrte von dort nach zwanzigjähriger Abwesenheit endlich wieder nach seiner Heimatstadt Straubing zurück.

Sein Bruder, auf dessen Wunsch er heimgekehrt war, starb noch im September desselben Jahres, und Schmidel wurde Erbe seines wohl nicht unbeträchtlichen Vermögens. Die Schmidelsche Familie gehörte ja zu den angesehensten

der Stadt und hatte zum Theil hervorragende Ämter inne. Auch zeugt es von dem Wohlstand des verstorbenen Bruders, daß er testamentarisch für zwei bedürftige Studierende ein jährliches Stipendium ausgesetzt hatte.

So sah sich Ulrich Schmidel also in die glückliche Lage versetzt, nach den Mühseligkeiten und Beschwerden eines zwei Jahrzehnte langen Abenteuererlebens sein Alter im behaglichen Wohlstand zu genießen. Hart wird es ihm allerdings wohl angekommen sein, daß er acht Jahre später noch einmal seinen Wohnort wechseln mußte; seiner Hinneigung zum Protestantismus wegen wurde er aus Straubing vertrieben und siedelte nach der Freien Reichsstadt Regensburg über. Dort verbrachte er den Rest seines Lebens als hochgeachteter Bürger. Wann er gestorben ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden; doch hat er wahrscheinlich ein hohes Alter erreicht.

Während dieser letzten ruhigen Jahre scheint er auch seine Reisebeschreibung abgefaßt zu haben.

* * *

Was diesem Werk seinen besonderen Wert gibt, ist der Umstand, daß es einer der wenigen Berichte ist, in denen uns die Eroberung des La-Plata-Gebietes von einem Teilnehmer an diesem Unternehmen selbst geschildert wird. Selbstverständlich vermag Schmidel nicht, die Ereignisse von höheren, politischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen, wie die führenden Persönlichkeiten des Unternehmens, von denen auch einige über die Begebenheit geschrieben haben. Dafür hat er es aber auch nicht nötig, seine Schilderung irgendwie bewußt einseitig=parteiisch zu entwerfen. Er kann die Ereignisse so erzählen, wie sie

sich nach seiner Meinung wirklich zugetragen haben, ohne darauf bedacht sein zu müssen, irgend etwas zu bemänteln oder zu entstellen. So erzählt er munter drauflos, niemandem zum Leide, niemandem zur Freude, sagt immer geradeheraus, was er denkt, und hält mit seinem Lobe und besonders mit seinem Tadel nie zurück.

Allerdings sieht er, der rohe Landsknecht, die Welt mit wesentlich andern Augen an als wir. Und trotzdem er ein stark entwickeltes Rechtsbewußtsein hat, erzählt er von Ereignissen, die uns wegen ihrer Brutalität entsetzen, oft im Tone größter Selbstverständlichkeit. Nur in ganz besonders schlimmen Fällen fühlt er sich sittlich empört, hält dann aber auch mit seiner Beurteilung solchen Verhaltens nicht zurück.

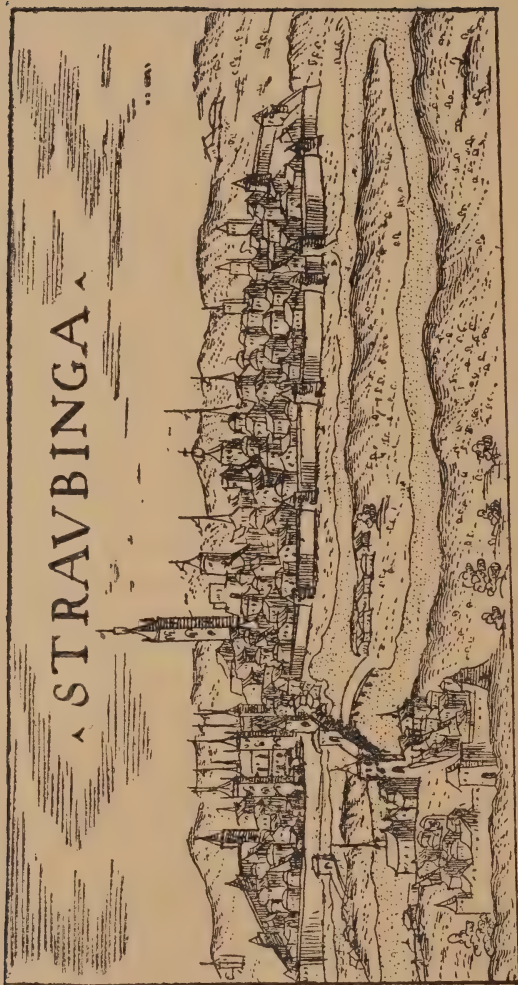
So trägt seine Erzählung jederzeit den Stempel der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit an sich. Daß er trotzdem oft recht einseitig und ungerecht urteilt, versteht sich von selbst: Als einfacher Soldat, der er war, konnte er alles das, was um ihn her geschah, nur von einem sehr beschränkten Standpunkte aus beurteilen. Er sah gewissermaßen alles aus der Froschperspektive.

Eine Fülle von kleinen Beobachtungen und anekdotischen Erzählungen aber machen das Schmidelsche Werk zu einer reichen Fundgrube ethnographischen Materials. Und da Schmidel bei aller Unzulänglichkeit und Schwerfälligkeit des Aufbaus und des Stils niemals in trockenen Gelehrtenton verfällt, jeder Satz vielmehr aus der Fülle des Erlebten und Erschauten heraus gestaltet ist, wird auch der Laie das Buch mit Vergnügen lesen können.



Vorrede Ulrich Schmidels.

A Jar als man zalt nach
Christi vnfers lieben Herrn vnd Se-
ligmachers Geburt / Tausent Fünff-
hundert vier vnd drenssig / Hab ich
Ulrich Schmidel von Straubing
dise nachvolgende Nationes vnd Ländern / von An-
torff auß / auff dem Meer in Hispanien / Indien vnd
mancherlen Insuln / 2c. Mit sonderlicher gefahr inn
Kriegsleufften durchgereist vnd gezogen : Welche
ganze reiß (so vom obgemelten Jar / 1534. Bis
auffs Jar 1554. Da mir Gott der Allmechtige wi-
der zu Land geholffen / getwereth) ich / was mir sampt
mehnen mit verwanten / in derselben zugestanden
vnd begegnet / auff fürhest Hierin
beschrieben hab.



Strabing im 16. Jahrhundert.
Nach einem zeitgenössischen Stich.

1. Auf der Fahrt nach Südamerika.

Als man zählt nach Christi, unseres lieben Herrn und Seligmachers, Geburt Anno 1534, habe ich, Ulrich Schmidel aus Straubing, von Andorff [Antwerpen] aus per mare [zur See] diese nachfolgenden Nationen und Länder wie Spanien, Indien und mancherlei Inseln gesehen und mit besonderer Gefahr in Kriegszügen durchreist und durchzogen. Diese Reise (die von obengenanntem Jahre bis auf das 54., da mir Gott, der Allmächtige, wieder zur Heimat verholfen, gewähret hat,) habe ich neben dem, was mir samt meinen Gefährten auf derselben zugestoßen und begegnet ist, aufs Kürzeste hierinnen beschrieben.

Erstlich, als ich von Andorff aus in vierzehn Tagen nach Spanien kam zu einer Stadt namens Ahalles [Cadix], wohin man zur See 400 Meilen rechnet, habe ich vor der Stadt eine Balena oder Walfisch am Gestade liegen gesehen — 35 Schritt ist er lang gewesen, und man hat aus ihm 30 Tonnen (wie Heringtonnen sind) Schmalz gewonnen.

Bei oben genannter Stadt Khalles sind vierzehn große Schiffe gewesen, wohl ausgerüstet mit allem erdenklichen Schiffsbedarf, Kriegsgeräten und allem, was zur Lebensnahrung und Notdurft gehört. Diese haben nach Rio della Platta in Indien fahren wollen. Auch sind dort 2500 Spanier gewesen und 150 Oberdeutsche, Niederländer und Sachsen und unser aller oberster Hauptmann, der mit seinem Zunamen geheißten Ton Pietro Manthossa.

Eins dieser vierzehn Schiffe hat den Herren Sewastian Neithart und Jacob Welsler zu Nürnberg [irrtümlich statt Augsburg] gehört, die ihren Faktor Heinrich Paimen mit Kaufmannsgut nach Rio della Platta geschickt haben. Mit denen bin ich und andere Oberdeutsche und Niederländer, alle zusammen ungefähr an 80 Mann, wohl ausgerüstet mit Büchsen und Gewehren, nach Rio della Platta gefahren. Dann sind wir mit obengenanntem Herrn und obersten Hauptmann von Sievilla mit vierzehn Schiffen ausgefahren.

Im oben genannten Jahre am St. Bartholomäustage sind wir nach einer spanischen Stadt, die St. Lucas heißt, und die zwanzig Meilen von Sievilla entfernt ist, gekommen. Dort haben wir wegen des Ungestüms des Windes bis zum ersten September des vorgemeldeten Jahres still gelegen.

Alsdann sind wir von dannen geschifft und kamen zu drei beieinanderliegenden Inseln, davon heißt die erste Dennerieffe, die andere Cumero, die dritte Palman. Und von der Stadt St. Lucas bis zu der Insel ist es ungefähr 200 Meilen. Auf dieser Insel haben sich die



Schiffe, wohl ausgerüstet mit allem erdenklichen Schiffsbedarf
und Kriegsgeräten.

Schiffe verteilt. Diese Insel gehört der Kaiserlichen Majestät, und es wohnen lauter Spanier darauf mit ihren Weibern und Kindern. Und allda wird Zucker gemacht.

Wir sind auch mit drei Schiffen nach Palman gekommen und haben dort vier Wochen gelegen und die Schiffe wiederum mit Proviant versehen und ausstaffiert.

Als dann aber unser Oberst Lon Pietro Manthossa, der acht oder neun Meilen von uns entfernt lag, uns aufzubrechen befohlen hatte, hatten wir auf unserem Schiffe des Herrn Lon Pietro Manthossas Vetter, Lon Jerg Manthossa, der da lieb hatte eine Bürgerstochter in Palman. Und da wir am andern Tage aufbrechen wollten, da war der oben gemeldete Lon Jerg Manthossa in dieser Nacht um zwölf Uhr mit zwölf seiner guten Gesellen an Land gegangen und brachte heimlich mit ihnen von der Insel Palman des gesagten Bürgers Tochter her und ihr Mädchen mit ihren Kleidern, Kleindien und Geld — und sie kamen zu uns aufs Schiff; aber heimlich, so daß weder unser Hauptmann Heinrich Paimen, noch sonst irgendwer auf dem Schiffe darum wußte. Allein der auf der Wache stand, hatte es gesehen; denn es war um Mitternacht. — Und als wir am Morgen uns aufmachen wollten, und davonfuhren etwa zwei oder drei Meilen Wegs, gerieten wir in einen großen Sturm und mußten wieder umkehren und in denselben Hafen schiffen, von wo wir ausgefahren waren. Dort warfen wir unsere Anker in das Meer. Nun sollte unser Hauptmann Heinrich Paimen an Land fahren in einem kleinen Schifflein, das man Pott oder Podel [Boot] nennt. Und als er hinausfuhr und an Land

steigen wollte, da waren dort am Lande mehr denn dreißig Gerüstete mit Büchsen, Spießen und Hellebarden und wollten unsern Hauptmann Heinrich Paimen fangen. Da warnte ihn einer seiner Schiffsleute, er solle nicht an Land steigen, sondern solle wieder umkehren. Da beeilte sich der Hauptmann, wieder zu seinem Schiffe zu kommen, konnte aber dasselbe nicht sobald erreichen; denn die vom Lande waren ihm zu sehr auf andern kleinen, zuvor bereiteten Schifflein genaht. Er entrann ihnen aber doch in einem andern Schiffe, das nahe beim Lande gewesen.

Und da sie ihn so nicht gleich fangen konnten, ließen sie in der Stadt Palman von Stund an Sturm schlagen und auch zwei große Geschütze laden, aus denen sie vier Schüsse auf unser Schiff abgehen ließen; denn wir waren nicht weit vom Lande. Mit dem ersten Schusse schossen sie unsern irdenen Hafen in Stücke, der hinten auf dem Schiffe mit Quellwasser stand, und in den fünf oder sechs Eimer gingen. Zum andern schossen sie den Maßhane [span. mesana = Besanmast], das ist den hinteren Segelbaum, auch in Stücke. Zum dritten schossen sie mitten in das Schiff und machten ein großes Loch hinein und erschossen einen Mann. Und mit dem vierten Schusse trafen sie nicht.

Es war aber noch ein anderer Hauptmann da, dessen Schiff auch uns zur Seite lag, und der rein nach Neu-Spanien oder Mexheken [Mexiko] fahren wollte.

Derselbe war draußen an Land mit 150 Mann, und als er nun von diesen Händeln vernahm, stiftete er zwischen denen von der Stadt und uns Frieden, unter der Bedingung, es sollte ihnen [den Palmanern] Ton Berg

Manthossa samt des Bürgers Tochter und ihrer Magd sicher ausgehändigt werden.

Indessen kamen der Statthalter und Richter zu unserm Hauptmann auf unser Schiff und wollten Ton Jerg Manthossa und seine Buhle in Haft nehmen. Da antwortete er ihnen, sie wäre sein Eheweib, wie sie sich auch nicht anders ausgegeben hat. Hierauf hat man sie alsbald miteinander verheiratet; der Vater aber war sehr traurig und bekümmert. Und unser Schiff war übel zugerichtet von den Schüssen. Alsdann ließen wir Ton Jerg Manthossa und seine Hausfrau an Land; denn unser Hauptmann wollte sie nicht mehr auf seinem Schiffe haben.

Darnach ließen wir unser Schiff wieder zurichten und fuhren nach einer Insel oder Land, das heißt St. Jacob, oder auf Spanisch Augo. Es ist eine Stadt, die dem Könige von Portugal gehört. Diese Portugiesen halten sie instand, und es sind ihnen untertan die schwarzen Mohren. Diese Stadt liegt 300 Meilen von der oben gemeldeten Insel Palman, von wo wir ausgefahren sind. Allda blieben wir fünf Tage und rüsteten unser Schiff wiederum mit frischem Proviant und Speise, als da ist Brot, Fleisch und Wasser, und was sonst auf dem Meere notwendig und erforderlich ist.

Als nun die ganze Flotte von vierzehn Schiffen bei einander waren, da stachen wir wiederum in See (oder Meer) und fuhren zwei Monate fort, und kamen zu einer Insel [Fernando Noronha], auf der nichts als nur Vögel waren, die wir mit Stecken erschlugen. Und wir blieben drei Tage auf der Insel, die sonst ohne alles Volk ist

Sie mißt sechs Meilen Wegs in der Weite und in der Breite und liegt von der oben gemeldeten Insel St. Hugo, von wo wir ausgefahren sind, 1500 Meilen Wegs entfernt.

In diesem Meere sind fliegende Fische und andere große, wunderbare Fische: z. B. Balena [Walfisch] und große Fische, die heißen Schaubhutfische, darum, daß sie am Kopf eine sehr große Scheibe haben, mit welcher sie andern Fischen im Streite gefährlich werden können. Es ist dies eine gewaltig große und böse Fischart. Auch andere Fische sind da, die haben ein Messer von Fischbein auf dem Rücken; die heißen auf spanisch Art Pes Espade [Schwertfisch]. Item andere Fische, die haben auf dem Rücken eine Säge von Fischbein. Auch gibt es einen bösen, großen Fisch, der heißt Pese de Sere [Sägefisch], samt mancherlei andern und seltsamen Fischen, deren Gestalt, Größe und Eigenheit ich diesmal nicht beschreiben kann.

Nachher zogen wir von dieser Insel zu einer andern, die heißt Rio Genna; diese liegt 500 Meilen Wegs davon entfernt und gehört dem Könige von Portugal. Das ist die Insel Rio Genna in Indien, und die Indianer heißen Thopis. Dort waren wir ungefähr vierzehn Tage.

Da befahl Ton Pietro Manthossa, unser oberster Hauptmann, daß Hans Ossorio als sein geschworener Bruder uns an seiner Statt regieren sollte; denn er war allzeit schwach, kontrakt und krank. Aber er, Hans Ossorio, ist bei Ton Pietro Manthossa, seinem geschworenen Bruder, fälschlich verleumdet und verschwäket worden, als ob er sich gegen ihn, Ton Pietro Manthossa, den obersten Hauptmann, mit dem Volk auflehnen wollte.

Darauf befahl er, Ton Pietro Manthossa, vier andern Hauptleuten namens Joann Enollas und Hans Saleffer, Jerk Luchlem und Lazarus Sallvaischo, den oben genannten Hans Ossorio mit Dolchen zu töten oder umzubringen und mitten auf den Platz zu legen als einen Verräter. Und er hat außerdem geboten und ausschreien lassen, daß sich keiner des Ossorios halber rege, oder es sollte diesem, es sei wer es wolle, dann auch nicht besser widerfahren. Man hat ihm unrecht getan, das weiß Gott, der Allmächtige. Der sei ihm gnädig! Er ist ein frommer, aufrechter und tapferer Kriegsmann gewesen und hat die Kriegsleute nur immer wohl gehalten.

2. Gründung von Buenos Aires.

Bon dort sind wir ausgeschifft nach Rio della Platta und kamen in ein fließendes Süßwasser, genannt Paranau-Wassu [der große Parana]. Er ist an der Mündung, dort wo er ins Meer fließt, 42 Meilen Wegs breit; und es ist von Rio Genna zu diesem Wasser 500 Meilen Wegs.

Alsdann sind wir zu einem Hafen gekommen, der heißt Sannt Gabriel. Dasselbst haben wir die Anker unser vierzehn Schiffe ausgeworfen im besagten Flusse Paranau. Als wir aber mit den großen Schiffen einen Büchsen schuß weit vom Lande entfernt bleiben mußten, hat unser Oberster Ton Pietro Manthossa, den Schiffsteuten ordonniert und befohlen, das Volk auf kleinen Schifflein, die man dazu bestimmt hat, und die Podel oder Pott genannt werden, an das Land zu bringen. So

sind wir durch Gottes Segen in Rio della Platta angekommen Anno 1535.

Da haben wir einen indianischen Flecken gefunden, darin waren ungefähr 2000 Mannsbilder. Diese hießen Zechuruaß — diese haben nichts anderes zu essen als Fisch und Fleisch. Diese hatten, als wir kamen, den Flecken verlassen und die Flucht ergriffen mit ihren Weibern und Kindern, so daß wir sie nicht finden konnten.

Dieses indianische Volk geht gar nackt und bloß; denn ihre Weiber haben ihre Scham nur mit einem kleinen baumwollenen Tüchlein vom Nabel bis zum Knie bedeckt.

Nun befiehlt der Oberst Ton Pietro Manthossa, daß man das Volk wiederum

an Schiff bringen und auf die andere Seite des Wassers Paranau fahren sollte, dort wo es nicht weniger als acht Meilen Wegs ist. Da haben wir eine Stadt gebaut, die hat geheißn Bonas Avers, das ist auf deutsch: Guter Wind.

Wir haben auch 72 Pferde und Stuten aus Spanien auf den vierzehn Schiffen mitgebracht.

Auf diesem Land haben wir auch einen Flecken gefunden mit indianischem Volk, Carenndis geheißn — ungefähr an die 2000 Mann, samt ihren Weibern und



Zechuruaß. Mitte des 19. Jahrh.
Nach Prichard, The Natural History of Man.



Das Flußgebiet des

Kindern. Diese sind auch, wie die Zehuruas, vom Nabel bis zu den Knien bekleidet. Sie haben uns Fisch und Fleisch zu essen gebracht. Diese Carenndis haben keine eigene Wohnung, sondern ziehen im Lande umher wie bei uns die Zigeuner; und wenn sie zur Sommerszeit reisen, ziehen sie manchmal 30 Meilen auf trockenem Lande umher, ehe sie einen Tropfen Wassers zu trinken finden.

Und wenn sie einen Hirsch oder anderes Wild erlegen, so trinken sie dessen Blut. Auch finden sie etwa eine Pflanze, die heißt Cardes [Distel]; die essen sie gegen den Durst. Daß sie Blut trinken, geschieht aber nur, weil sie gar kein Wasser noch etwas anderes haben, da sie sonst vielleicht vor Durst sterben müßten.

Diese Carenndis haben uns täglich ihre Armseligkeiten an Fisch und Fleisch wohl vierzehn Tage ins Lager gebracht und uns davon mitgeteilt.

Sie blieben nur einen Tag aus, daß sie nicht zu uns kamen; da schickte alsbald Lon Pietro Manthossa, unser Oberst, einen Richter, Johann Babon genannt, zu ihnen. Und er kam mit zwei Knechten zu den Carenndis, die ungefähr vier Meilen von unserm Lager lagen. Und da sie zu diesen kamen, betrugten sie sich derartig, daß sie alle drei wohl verbleut wurden. Alsdann schickten sie sie wieder heim in unser Lager.

Als das Lon Pietro Manthossa, unser Hauptmann, inne ward, nach Meldung des Richters, der einen solchen Aufruhr im Lager angefangen hatte, schickte er seinen leiblichen Bruder, Diego Manthossa, mit 300 Landsknechten und 30 wohlgerüsteten Pferden, darunter auch ich gewesen, und befahl uns, wir sollten diese besagten

Carenndis alle todschlagen (oder fangen), und ihren Flecken einnehmen. Und wie wir zu ihnen kamen, waren ihrer 4000 Mann versammelt; denn sie hatten ihre Freunde zusammengerufen. Und als wir sie angreifen wollten, setzten sie sich dermaßen zur Wehr, daß wir an diesem Tage genug mit ihnen zu schaffen hatten. Sie brachten auch unsern Hauptmann Don Pietro Manthossa samt sechs Edelleuten zu Roß und viele Fußknechte um. Alles in allem sind ungefähr auf unsern Teil an die 20 todschlagen worden. Und auf ihrer Seite an 1000 ungefähr umgekommen. Sie haben sich also tapfer gegen uns gewehrt, was wir wohl empfunden haben.

Diese Carenndis haben als Waffen Handbogen und Tardes [spanisch dardo, Wurfspeer]. Diese sind wie halbe Speiße gemacht, vorn dran eine Spitze von Feuerstein wie ein Pfeil. Sie haben auch Steinkugeln und daran eine lange Schnur, gerade so wie bei uns in Deutschland eine Bleikugel proportioniert ist [spanisch bola]. Diese Kugeln werfen sie einem Pferd oder Hirsch um die Füße, daß es dann fallen muß. Sie haben auch unsern Hauptmann und die Edelleute mit diesen Kugeln umgebracht, was ich selbst mit meinen Augen gesehen habe. Und die Fußknechte haben sie mit den besagten Tarden erlegt.

Also erwies uns Gott, der Allmächtige, die Gnade, daß wir siegten und ihren Flecken einnahmen. Wir konnten aber keinen der Indianer fangen. — Diese hatten auch ihre Weiber und Kinder aus ihren Flecken geflüchtet, ehe wir sie angriffen.

In diesem Flecken fanden wir nichts als Kürschner-

werk von Bibern oder Fischottern, wie man sie auch heißt, item viele Fische, Fischmehl und Fischschmalz.

Wir blieben dort drei Tage und zogen alsdann wieder in unser Lager und ließen von unserm Volk 100 Mann im Flecken zurück, die zum Lebensunterhalte unseres Volkes mit den Netzen der Indianer fischen sollten, weil es daselbst ein zum Fischen besonders gutes Wasser gab. Man gab nämlich einem jeden von uns nur sechs Lot Kornmehl zu seiner Speise und jeden dritten Tag einen Fisch. Solche Fischerei währte zwei Monate lang; und wer sonst einen Fisch essen wollte, der mußte die vier Meilen Wegs darnach gehen.

Und als wir wieder in unser Lager kamen, theilte man das Volk voneinander: was zum Kriege tauglich oder zur Arbeit, dahin wurde jeder gebracht. Und man baute daselbst eine Stadt und einen erdenen Wall von der Höhe eines halben Spießes darum, und darinnen ein starkes Haus für unsern Oberst. Die Stadtmauer war drei Schuh breit; und was man heute gebaut hatte, das fiel morgen wieder ein.

Denn das Volk hatte nichts zu essen, starb vor Hunger und lebte also in großer Armseligkeit. Auch kam es zuletzt so weit, daß die Pferde nicht mehr fleckten [ausreichten] oder zulangten. Ja, es verlängerte sich Not und Jammer des Hungers so sehr, daß weder Ratten noch Mäuse, Schlangen, noch genügend anderes Ungeziefer vorhanden war zur Sättigung des großen, jämmerlichen Hungers, und der unaussprechlichen Armut. — Auch Schuh und Leder mußte alles gegessen werden.

Es begab sich aber, daß drei Spanier ein Roß ent-

führten und dasselbe heimlich aßen. Und als man's von ihnen inne wurde, wurden sie gefangen und unter schweren Foltern befragt, bis daß sie solches bekannten. Dann wurden sie zum Galgen verurtheilt, und man henkte sie alle drei. Zur Nacht aber sind andere Spanier zu diesen drei Gehenkten zum Galgen gegangen und haben ihnen die Schenkel abgehauen und Fleischstücke ausgeschnitten zur Sättigung ihres Hungers. Item aß ein Spanier seinen Bruder, der da gestorben war in der Stadt Bonas Aners.

Nun sah unser oberster Hauptmann Ton Pietro Manthossa, daß er sein Volk nicht länger halten konnte. Da ordinierte und kommandierte er mit seinen Hauptleuten, daß man aufs fürderlichste vier kleine Schifflein bauen sollte. (Von der Art, die man Bardhadineß nennt; diese muß man rudern, und darinnen können 40 Mann fahren) — außerdem drei noch kleinere, die man Bodel oder Bott nennt.

Und als sieben derartige Schiffe verfertigt und ausgerüstet waren, ließ unser Hauptmann das Volk zusammenrufen und schickte Jerg Lichtenstein mit 350 Gerüsteten den Fluß Baranau hinauf, um die Indianer zu suchen, damit wir Speise und Proviant bekämen. Als aber die Indianer uns gewahr geworden, konnten sie uns keine größere Bůberei antun, als daß sie Speise und Proviant verbrannten und zerstörten und alle davonflohen.

Somit hatten wir immer noch nichts zu essen; denn drei Lot Brot gab man einem jeden für den Tag zum Bischgösch [biscocho, Schiffszwiebad]. Auf dieser Reise

starb der halbe Teil des Volkes vor unaussprechlichem Hunger.

Wir mußten deshalb wieder umkehren nach besagtem Fleden, wo unser Hauptmann war. Von Pietro Manthossa beehrte Rapport von Jerg Lichtenstein, unserm Hauptmann auf dieser Reise, wie es doch zugegangen sei, daß so wenig Volks wiedergekommen sei, wo sie doch nur zwei Monate draußen gewesen seien. Darauf antwortete dieser ihm, das Volk wäre vor Hunger gestorben; denn die Indianer hätten alle Speise verbrannt und wären entflohen. (Wie man oben aufs kürzeste davon gehört hat.)

3. Preisgabe von Buenos Aires.

Darnach blieben wir noch einen Monat beieinander in der Stadt Bonas Aysers in großer Dürftigkeit, bis man die Schiffe zugerichtet hatte. Während dieser Zeit kamen die Indianer mit großer Macht und Gewalt über uns und unsere Stadt Bonas Aysers — bis 23 000 Mann stark —, darunter waren vier Stämme, die hießen die Carendis, die Barenis, die Zehuruas und die Zehenais Diembus. Dieser aller Meinung war, daß sie uns alle umbringen wollten; aber Gott, der Allmächtige, dem Lob und Preis sei immer und ewiglich, hat noch den größten Teil erhalten, so daß ungefähr nur an 30 Mann mit Hauptleuten und Fähnrichen auf unserer Seite umgekommen sind.

Und als sie zu unserer Stadt Bonas Aysers gekommen waren und uns angriffen, da liefen etliche Sturm, die andern schossen mit Feuerpfeilen in unsere Häuser, die mit



Indianer beschiefen mit Brandspeißen ein feindliches Dorf in Florida (Nordamerika).
Nach de Wep. Anfang des 17. Jahrhunderts.

Stroh gedeckt waren; ausgenommen das Haus unseres Obersten, das mit Ziegeln gedeckt war — und so verbrannten sie unsere Stadt bis auf den Grund.

Ihre Pfeile aber sind aus Rohr gemacht, und sie zünden sie vorn an der Spitze an. — Sie haben auch Holz, woraus sie Pfeile machen; wenn diese angezündet und geschossen werden, verlöschen sie nicht, sondern zünden auch die Häuser an, die aus Stroh gemacht sind.

Außerdem verbrannten sie uns auch vier große Schiffe, welche eine halbe Meile von uns auf dem Wasser lagen. Das Volk, das darauf war, und keine Geschütze hatte, floh, als es solch großes Getümmel der Indianer sah, aus diesen vier Schiffen in drei andere, die nicht weit davon waren, und auf denen sich Geschütz befand. Als sie die vier Schiffe, die von den Indianern angezündet waren, sahen, setzten sie sich zur Wehr, schossen und ließen das Geschütz auf die Indianer losgehen. Als das die Indianer sahen und das Geschütz vernahmen, zogen sie alsbald davon und ließen die Christen zufrieden. Solches alles ist geschehen am St. Johannistage Anno 1535.

Als sich nun solches begeben, mußte das Volk alles in die Schiffe gehen, und Ton Pietro Manthossa, unser oberster Hauptmann, übergab das Volk dem Joann Enollas und setzte ihn an seine Statt, daß er unser Hauptmann sein und uns regieren sollte. Darauf musterte er, Enollas, nun das Volk und fand von 2500 Mann nicht mehr als 560, die noch am Leben waren. Die andern sind gestorben und vor Hunger umgekommen. Gott der Herr sei ihnen und uns gnädig und barmherzig!

Darauf ließ Joann Enollas, unser Hauptmann, schnell-

stens acht kleine Schiffelein, Bardhadineß und Bodels, zurichten und nahm darauf 400 von den 560 Mann zu sich; die andern 160 ließ er in den vier großen Schiffen, daß sie dieselben in Verwahrung halten sollten, und stellte an ihre Spitze einen Hauptmann Joh. Romero und gab ihnen auf ein Jahr Proviant, mit der Bestimmung, daß man jedem Kriegsmann täglich acht Lot Brot oder Mehl reichen sollte. Wollte einer mehr essen, so mußte er es suchen.

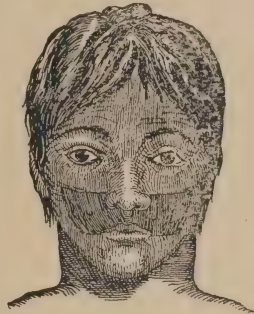
Alsdann fuhr Joann Enollas mit den 400 Mann auf den Bardhadineß oder Wasserbuegen den Fluß Paranauf aufwärts; und Ton Pietro Manthossa, unser aller oberster Hauptmann, fuhr auch mit.

Und in zwei Monaten kamen sie zu den Indianern; bis dahin war es 84 Meilen weit. —

Diese Völker hießen Tiembus. Sie tragen auf beiden Seiten der Nase ein kleines Sternlein, das ist aus weißem und blauem Gestein gemacht. Sie sind große Leute und gerade gewachsen. Die Weiber aber sind gar mißgestaltet, sowohl die jungen wie die alten, sind alle unter dem Angesicht zerkracht und allzeit blutig.

Dieses Volk ißt nichts anderes als Fisch und Fleisch, haben auch ihr Leben lang nichts anderes als dieses zu essen gehabt. Ein Berichterstatter schätzt die Stärke der Nation auf 15 000 Mann oder mehr.

Als wir uns diesen Völkern auf vier Meilen näherten,



Gesichtstatauirung.
Nach Prichard, The Natural
History of Man.

da zogen sie uns friedlich entgegen in wohl annähernd 400 Rähnen oder Zillen, auf denen jedesmal sechzehn Mann saßen.

Solche Zille ist aus einem Baum gemacht, ist 80 Schuh lang und drei Schuh breit, und man muß sie rudern, wie die Fischer in Deutschland ihre Zillen. — Allein die Ruder sind nicht mit Eisen beschlagen.

Als wir nun auf dem Wasser zusammenkamen, da schenkte unser Hauptmann Joann Eyollas dem obersten Tiembus-Indianer, der Kochera-Wassu hieß, ein Hemd, einen Rock, ein Paar Hosen und andere Sachen mehr, im Reshad [spanisch rescate, Tauschhandel]. Dann führte uns genannter Kochera-Wassu in ihre Flecken und gab uns übergenuß Fisch und Fleisch zu essen. Aber wenn die oben erwähnte Reise zehn Tage länger gedauert hätte, so hätten wir alle vor Hunger sterben müssen. Und es sind auf dieser Reise von den 400 Mann 50 gestorben. Dann hat sich Gott, der Herr, ins Mittel gelegt; dem sei Lob und Dank gesagt!

In diesem Flecken blieben wir drei Jahre lang. Aber unser aller oberster Hauptmann Ton Pietro Manthossa, der vor Schwäche weder Hände noch Füße rühren konnte, und auf dieser Reise 400 Dukaten in barem Gelde verbraucht hatte, mochte nicht länger bei uns in diesem Flecken bleiben und fuhr wieder mit zwei Bardhadineß nach Bonas Ahers zu den vier großen Schiffen und nahm dort zwei große Schiffe und 50 Mann und fuhr nach Spanien. Aber da er ungefähr auf halbem Wege war, da griff ihn Gott, der Allmächtige, an, so daß er armselig starb. Gott sei ihm gnädig!

Er verabredete aber, ehe er von uns abreiste. sobald er oder die Schiffe nach Spanien kämen, sollten zwei andere nach Rio della Platta geschickt werden, welches er auch treulich in seinem Testament verordnet hat, und was auch geschehen ist.

Als nämlich die zwei Schiffe in Spanien angekommen waren, und man solches die Räte seiner Kaiserlichen Majestät hatte wissen lassen, haben sie alsbald im Namen ihrer Majestät andere Schiffe mit Volk und Speise und Waren und was sonst nötig war, nach Rio della Platta geschickt. Der Hauptmann dieser zwei Schiffe hatte Aluiso Gabrero geheissen. Er brachte zwei Spanier mit sich und Proviant auf zwei Jahre. Er ist in Bonas Aners, wo die andern Schiffe mit 160 Mann Besatzung geblieben waren, Anno 1538 angekommen.

Als dann der Hauptmann Aluiso Gabrero zur Insel der Tiembus und zu unserm Hauptmann Joann Enollas gefahren war, fertigten sie alsbald ein Schiff ab, und schickten es wiederum nach Spanien nach seiner Kaiserlichen Majestät rechtem Befehl und Begehren, daß sie die besagten Räte sollten wissen lassen, wie es allenthalben im Lande stünde.

4. Vordringen bis zum Flusse Paraboe.

Nach alledem hielt Joann Enollas, unser oberster Hauptmann, einen Rat mit Aluiso Gabrero und Marthino Domenigo Enolla und seinen andern Hauptleuten. Und es ward beschlossen, das Volk zu mustern. Da fand man mit unsern Leuten und denen, die erst aus Spanien gekommen waren, 500 Mann.

So nahmen sie 400 zu sich, die andern 100 ließen sie zu Tiembus, da man nicht Schiffe genug hatte. Diesen gaben sie auch einen Hauptmann, der sie beherrschen und gubernieren sollte, Carolus Doberin geheißten, der eine Zeitlang Kaiserlicher Majestät Kammerbube gewesen war.

Darnach fuhren wir nach dem Beschluß der Hauptleute mit den 400 Mann auf acht Parahadineß-Schifflein den Fluß Paranaui hinauf, um einen andern Fluß zu suchen, der Paraboe heißt. An diesem wohnen die Carios. Diese haben Türkenkorn und ein Gewächs namens Mantochade und andere Gewächse, als da sind Padades [Süßkartoffeln] und Mandeoeh Propie und Mandeoeh Mandepoere. Die Padades gleicht einem Apfel, und hat auch denselben Geschmack — Mandeoeh Propie hat einen Geschmack wie eine Kesten [Kastanie], aus Mandeoeh Mandepoere dagegen macht man Wein, den trinken die Indianer.

Diese Carios haben Fisch und Fleisch und so große Schafe wie hierzulande die Maulesel [Guanaco], item haben sie auch Wildschweine, Strauße und anderes Wildbret, item gar viele Hühner und Gänse. So zogen wir von der Borten [Hafen] Bon Esperainso mit besagten acht Parahadineß-Schiffen aus und kamen den ersten Tag vier Meilen Wegs zu einer Nation namens Karendos. Diese enthalten sich des Fisches und des Fleisches. Sie sind 12000 Mann stark, die man alle im Kriege verwenden kann.

Diese Nation gleicht der vorigen, wie auch den Tiembus, mit Sternlein auf der Nase, auch gerade gewachsen, item die Weiber häßlich, auch jung und alt zerkrätzt und

PACOS oder AMIDA. Ein Indianisch Schaff.



So große Schafe wie hierzulande die Maulesel.

allzeit blutig unter dem Angesicht; item nicht anders bekleidet als wie die Tiembus, vom Nabel bis zu den Knien mit einem baumwollenen Tüchlein bedeckt, wie ihr oben gehört habt.

Diese Indianer haben viel Rauchwerk von Ottern, item viel von den Rähnen oder Zillen. Sie teilten uns von ihrer Armseligkeit mit, als da ist Fleisch, Fisch und Rauchwerk. Wir gaben ihnen Gläser, Rosenkränze, Spiegel, Kämme, Messer und Fischangeln und blieben zwei Tage bei ihnen. Dann gaben sie uns zwei Carios, die ihre Gefangenen gewesen waren. Diese sollten uns den Weg zeigen und der Sprache halber behilflich sein.

Darauf zogen wir weiter zu einer Nation, die heißen Gulgaissen. Diese sind ungefähr 40 000 streitbare Mann stark, enthalten sich des Fisches und des Fleisches, haben auch zwei Sternlein an der Nase, item leben sie auch 30 Meilen Wegs weit von den Carendis entfernt, haben mit den Tiembus und Karendos die gleiche Sprache, wohnen in einem See, der sechs Meilen lang und vier Meilen breit ist, an der linken Seite der Paranau. Dort blieben wir vier Tage bei ihnen. Sie teilten uns auch von ihrer Armut mit, desgleichen wir ihnen auch.

Von dort fuhren wir acht Tage, ohne daß wir ein Volk fanden. — Darauf fanden wir ein Gewässer, das landeinwärts geht. — Da fanden wir viel Volks bei einander, die hießen die Machkuerendis. Diese haben nichts anderes zu essen als Fisch und ein wenig Fleisch. — Sie sind ungefähr 18 000 streitbare Mann stark, haben viele Rähne und Zillen. Und sie haben uns auch von ihrer Armut mitgeteilt und uns auf ihre Art wohl empfangen.

Sie wohnen auf der andern Seite der Parana, das heißt zur rechten Hand. Sie haben eine andere Sprache, haben auch zwei kleine Sternlein an der Nasen und sind gerade und wohlgebaut. Die Weiber aber häßlich, wie oben gesagt. Von den Gulgaissen sind sie 64 Meilen entfernt.

Als wir vier Tage bei ihnen waren, fanden wir ungefähr am Lande liegend eine gewaltige, große, ungeheure Schlange, die war 25 Schuh lang und so stark wie ein Mann, schwarz und gelb geschrunzelt [gesprenkelt]. Wir erschossen sie mit einer Büchse. Als die Indianer solches sahen, verwunderten sie sich über die Schlange; denn sie hatten zuvor keine so große gesehen.

Diese Schlange hat den Indianern, wie sie uns sagten, großen Schaden getan. Wenn sie nämlich im Wasser badeten, so war diese Schlange auch bisweilen im Wasserbad und schlang ihren Schwanz um die Indianer und zog sie hinein und aß sie, so daß die Indianer oft nicht wußten, wo einer hingekommen war. Ich habe diese Schlange selbst mit Fleiß gemessen, so daß ich ihre Länge und Stärke wohl weiß. Diese Schlange haben die Indianer dann geschlachtet, und haben sie gesotten und gebraten und in ihren Häusern gegessen.

Von dort zogen wir die Parana vier Tagereisen aufwärts und kamen zu einer Nation, die heißt Zehennaus=Sallvaischo. Das sind kurze und dicke Leute, haben nichts anderes zu essen als Fisch und Honig. Alle diese Leute, gleichermaßen, Frau und Mann, jung und alt, wandeln mutternacht, wie sie auf die Welt erschaffen sind, also daß sie nicht einen Faden noch irgend etwas anderes

auf ihrem Leibe zur Bedeckung ihrer Scham tragen. Sie führen Krieg gegen die Machaneradeis. Das Fleisch, das sie genießen, ist auch Hirsch, Wildschwein, Strauß und eine besondere Art von Kaninchen, die wie die Ratten aussehen, außer am Schwanz.

Dieses Volk ist 18 Meilen von den Machaneradeis entfernt. Diese Reise haben wir in vier Tagen gemacht. Wir blieben nur über Nacht bei ihnen; denn die hatten selbst nichts zu essen. Es ist ein Volk wie bei uns die Straßenräuber. Sie wohnen sonst 20 Meilen vom Wasser entfernt, damit sie von ihren Feinden desto weniger überfallen werden. Diesmal aber kamen sie fünf Tage vor uns zum Wasser, angeblich, weil sie zu fischen hätten, und die Machaneradeis zu bekriegen; und sie rüsteten sich an 2000 Mann stark.

Wir zogen von dannen, und kamen zu einer Nation, die heißt Mapenus. Diese sind an die 100 000 Mann stark. Sie wohnen allenthalben im Lande, das ungefähr 40 Meilen weit und breit ist, und vermögen wohl in zwei Tagen alle zusammenzukommen. Sie haben mehr Rähne und Zillen als irgendeine andere Nation, die wir bisher gesehen haben. In einem Rahn oder Zille vermögen bis zu 20 Mann zu fahren.

Dieses Volk empfing uns kriegerisch auf dem Wasser mit 500 Rähnen oder Zillen; haben aber nicht viel an uns gewonnen: Wir haben viel von ihnen mit Büchsen erlegt; denn sie hatten noch nie eine Büchse oder einen Christen gesehen. Als wir aber zu ihren Häusern kamen, vermochten wir ihnen nichts abzugewinnen; denn es war eine Meile Wegs vom Flusse Baranau, wo wir unsere

Schiffe hatten. Und um diesen ihren Flecken ist rundherum ein sehr tiefes Wasser des Sees, so daß wir bei ihnen nichts ausrichten noch ihnen etwas abgewinnen konnten. Dann fanden wir 250 Rähne oder Zillen, die haben wir verbrannt und zerstört. Wir durften uns auch nicht weit von unsern Schiffen entfernen, weil wir Sorge hatten, sie könnten die Schiffe von einer andern Seite angreifen; denn sie kämpften sonst nur auf dem Wasser. So kehrten wir wieder zu unsern Schiffen zurück.

Zu diesen Mapenus ist von der obengenannten Nation, den Zehenaus Salvaischo, von der wir zunächst ausgefahren, 95 Meilen Wegs.

Wir fuhren in acht Tagen von dannen, zu einem Fluß namens Paraboe. Dieses Gewässer zogen wir aufwärts; da fanden wir sehr viel Volks, die heißen Kuremagbeis. Diese haben nichts anderes zu essen als Fisch und Fleisch und Johannisbrot oder Bodshorn, woraus sie Wein machen.

Dieses Volk war uns sehr wohl erbötig und gab uns alles, dessen wir nötig bedurften. Es sind lange und große Leute, die Männer sowohl wie die Frauen. Die Männer haben ein Löchlein in der Nase, worein sie als Zierde eine Papageienfeder stecken; die Weibsbilder haben lange, blaugemalte Striche unter dem Angesichte, die bleiben ihnen ihr Leben lang. Ihre Scham ist ihnen mit einem baumwollenen Tüchlein vom Nabel bis zu den Knien bedeckt. Es ist von erwähnten Mapenus zu diesen Kuremagbeis 40 Meilen Wegs. — Wir blieben drei Tage bei ihnen.

Von dort kamen wir zu einer Nation, die heißen

Angas. Diese haben auch Fisch und Fleisch, sind ebenfalls lang und gerade gewachsen zu beiden Theilen. Die Frauensbilder sind schön, sind angemalt und um die Scham bedeckt.

Wie wir zu diesen kamen, setzten sie sich zur Wehr und begehrten wider uns Krieg zu führen, weil sie uns nicht passieren lassen wollten. Da wir solches vernahmen, und da kein Mittel hiergegen helfen wollte, stellten wir es Gott, dem Allmächtigen, anheim und stellten alsdann uns in Schlachtordnung zu Wasser und zu Land wider sie auf, schlugen uns mit ihnen und brachten sehr viele Angas um. Und sie erlegten 15 Mann von uns. Gott gnade ihnen allesamt!

Diese Angas sind die besten oder trefflichsten Kriegerleute, die auf dem Wasser gefunden werden; aber zu Lande sind sie nicht soviel wert.

Sie flüchteten zuvor ihre Weiber und Kinder; dergleichen hatten sie Speise und andere Dinge verborgen, so daß wir nichts erlangen oder ihnen abgewinnen konnten. Wie es ihnen aber zuletzt ergangen ist, werden wir hernach in Kürze hören.

Ihr Flecken liegt an einem fließenden Gewässer, das heißt Tepedig. Er liegt auf der andern Seite des Parahoe, kommt aus den Bergen von Peru, von einer Stadt, Duchlamenen geheißten. Zu diesen Angas ist es von den genannten Aremagbeis 35 Meilen Wegs.

5. Menschenfresser.

Hierauf mußten wir diese Angas verlassen und kamen zu einer andern Nation, die heißt Carios. Sie liegen 50 Meilen Wegs von den Angas. Da gab Gott, der Allmächtige, seinen göttlichen Segen, daß wir bei diesen Carios türkisches Korn fanden oder Mais und Mantochade, Padades, Mandeporre, Mandurik, Bachgehue, auch Fisch und Fleisch, Hirsch und Wildschwein, Strauß, indianische Schafe [Guanaco], Küniglein [Kaninchen], Hühner und Gänse. Auch haben sie Honig, daraus man Wein macht, überaus genug, item gar viele Baumwolle im Lande.

Diese Carios haben ein großes Land, ungefähr 300 Meilen Wegs weit und breit. Es sind kurze und dicke Leute, können wohl etwas für andere erleiden. Item haben die Mannsbilder in den Lippen ein kleines Löchlein, worein sie ein gelbes Kristall stecken, Parabol in ihrer Sprache genannt, von zwei Spannen Länge und der Dicke eines Federkiels. Dieses Volk, Mann und Weib, jung und alt, geht nackt wie aus dem Mutterleibe, wie sie Gott erschaffen hat.

Bei diesen Indianern verkauft der Vater seine Tochter, item der Mann sein Weib, wenn es ihm nicht gefällt; auch verkauft oder vertauscht der Bruder seine Schwester. — Ein Weibsbild aber kostet ein Hemd, oder ein Brotmesser, oder eine kleine Hacke, oder irgend etwas anderes dergleichen.

Die Carios essen auch Menschenfleisch, wenn sie es haben können. Wenn sie nämlich Krieg führen und in

diesem einen Feind fangen, Weib oder Mann. Und wie man in Deutschland Schweine mästet, so mästen sie die Gefangenen. Wenn aber das Weibsbild etwas jung und schön ist, so behält er es ein oder mehrere Jahre. Und so es etwa in dieser Zeit nicht nach seinem Gefallen lebt, so schlägt er es tot und isst es und hält damit ein großes Festbankett ab oder eine Feier, wie hier draußen eine Hochzeit gehalten wird. Eine alte Person aber läßt man auf dem Felde arbeiten bis zum Tode.

Dies Volk reißt weiter als irgendeine Nation im Lande Rio della Platta. Sie geben auch treffliche Kriegerleute ab auf dem Lande.

Ihr Flecken oder Stadt ist auf hohem Ufer an dem Flusse Paraboe gelegen. Und dieser Flecken hat vorzeiten auf indianisch Lambere geheissen. Ihre Stadt ist mit zwei Reihen Holzpalisaden rings umgeben. Ein Stamm ist so dick wie ein Mann. Und eine Palisade ist von der andern in zwölf Schritt Entfernung errichtet. Die Holzstämme sind eine Klafter tief in die Erde eingelassen oder eingegraben. Und sie ragen über den Boden so hoch, wie man ungefähr mit einem Rapier erreichen kann. Item haben sie auch ihre Schanzgräben gehabt. Auch haben sie 15 Schritt weit von dieser ihrer Stadtmauer drei manntiefe Gräben gehabt und in deren Mitte einen Spieß, der nicht über den Erdboden ragte, gesteckt, aus hartem Holz verfertigt, und nadelscharf oben zugespitzt. Und solche Gruben haben sie mit Stroh und Reißig zugedeckt und darüber ein wenig Erde und Gras geschüttet, damit, wenn es sich ereignen sollte, daß wir Christen ihnen nachlaufen oder ihre Stadt bestürmen würden, wir

in diese Gruben fallen sollten. Solche Gruben aber haben sie sich gegraben, daß sie schließlich selbst darein fallen sollten.

Als nämlich unser oberster Hauptmann, Berg Chollas, all unser Volk (außer den 60 Mann, die er in den Bardhadineß zu deren Schutz gelassen hatte) kommandierte und damit in bester Rüstung gegen ihre Stadt Lambere zog, da wurden sie unser auf einen guten Büchsenchuß Entfernung gewahr mit ihrem Volke, das ungefähr 40 000 Mann stark war, alle in Rüstung und Wehr mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Und sie entboten uns, wir sollten uns zu unsern Bardhadineß wenden und wieder zurückgehen. Sie wollten uns dann mit Proviant und was wir sonst benötigten versehen, damit wir in Frieden aufs schnellste wieder davonführen. Wo nicht, so wollten sie unsere Feinde sein. Aber es päkte uns und unserm Hauptmann nicht, dies zu tun; denn das Volk und das Land stand uns sehr wohl an mitsamt der Speise, besonders weil wir in den vergangenen vier Jahren keinen Bissen Brots weder gegessen noch gesehen und uns nur mit Fisch und Fleisch beholfen hatten.

Da nahmen die Carios ihre Bogen und Wehr, empfangen uns damit und hießen uns willkommen sein. Wir aber wollten ihnen nichts tun und ließen ihnen dreimal anzeigen, sie sollten Frieden halten, wir wollten ihre Freunde sein. Aber sie wollten sich nicht daran kehren; denn sie hatten unsere Büchsen und Wehr noch nicht erprobt; und als wir nahe bei ihnen waren, ließen wir unser Geschütz gegen sie losgehen. Als sie dies hörten und sahen, daß ihr Volk zur Erde fiel, und sie weder

Kugel oder Pfeil, sondern nur ein Loch im Leibe sehen konnten, verwunderten sie sich, erschrafen und ergriffen alsbald sämmtlich die Flucht und fielen übereinander wie die Hunde. Also eilten sie zu ihrem Flecken, so daß 200 Carios bei diesem Trubel selbst in ihre schon erwähnten Gruben fielen.'

Darauf kamen wir Christen zu ihrem Flecken und griffen diesen an; und sie wehrten sich, soviel ihnen möglich, bis zum dritten Tage. Da sie es nun gar nicht länger aushalten konnten und für ihre Weiber und Kinder fürchteten, die sie auch noch bei sich in der Stadt hatten, baten sie um Gnade: Sie wollten in allem uns zu Willen leben, wir sollten ihnen nur das Leben fristen. Auch brachten sie unserm Hauptmann Joann Enollas sechs Frauen, von denen die edelste erst achtzehn Jahre gewesen war. Item präsentierten sie ihm auch acht Hirsche und anderes Wildbret mehr. Außerdem baten sie uns, wir sollten bei ihnen bleiben, und stellten jedem Kriegsmann zwei Frauen zu, die uns pflegen und für uns waschen und kochen sollten. Auch gaben sie uns Speise und was uns an Nahrung vonnöten war. So wurde zwischen uns Frieden geschlossen.

Hierauf mußten uns die Carios ein großes Haus bauen aus Stein, Erde und Holz, damit die Christen einen Schutz hätten und sich wehren mochten, wenn es sich im Laufe der Zeit begeben sollte, daß sie einen Aufruhr gegen die Christen machen wollten.

Diesen Flecken der Carios haben wir am Tage Nostra Signora de Sunjion [Mariä Himmelfahrt] gewonnen, Anno 1536; und deswegen heißt ihre Stadt noch Nostra

Signora de Sunzion [Afuncion]. In diesem Scharmüchel sind auf unserer Seite 16 Mann umgekommen — und wir blieben zwei Monate lang dort — zu diesen Carios ist es von den Angas 30 Meilen Wegs und von der Insel Bon Espirainso — das heißt gute Hoffnung, wo die Tiembus wohnen — ungefähr 335 Meilen Wegs. Also machten wir einen Kontrakt mit den Carios, daß sie einwilligten und zusagen, mit uns gemeinsam in den Krieg zu ziehen und uns mit 8000 Mann wider die genannten Angas beizustehen.

6. Joann Gyollas Untergang.

Als nun unser Hauptmann solches alles beschlossen hatte, nahm er 300 Spanier und diese Carios; und sie zogen den Fluß abwärts und darauf noch zu Lande 30 Meilen, wo die genannten Angas wohnten, von denen und wie sie uns traktierten, schon gehört worden ist. Wir fanden sie am vorigen Platz, wo wir sie verlassen hatten, und überfielen sie unversehens in ihren Häusern, da sie noch schliefen, morgens früh zwischen drei und vier Uhr; denn die Carios hatten es ausgespürt oder ausgespäht. Da schlugen wir alle Menschen, jung und alt, tot; denn die Carios haben den Brauch, wenn sie kriegen und die Überlegenen sind, so müssen alle daran glauben, haben kein Erbarmen mit dem Volk.

Darauf nahmen wir 500 Rähne oder Zillen und verbrannten alle Flecken, die wir fanden, und taten großen Schaden. Nach vier Monaten kamen etliche der Angas, die diesmal nicht mit beim Scharmüchel gewesen waren;

denn sie waren damals nicht daheim und begehrten Gnade. Da mußte sie unser oberster Hauptmann begnadigen, nach dem Befehle Kaiserlicher Majestät, der besagte, daß man jeden Indianer bis zum drittenmal begnadigen sollte. Ereignete es sich aber, daß einer zum drittenmal friedbrüchig würde, so sollte dieser lebenslang gefangen oder Sklave sein. Darnach blieben wir noch sechs Monate lang in dieser Stadt Nostra Signora de Sunzion, das ist auf deutsch unser lieben Frauen Himmelfahrt, und ruheten während dieser Zeit. Nun ließ unser Hauptmann Joann Enollas diese Carios nach einer Nation fragen, die Piembais heißen. — Sie antworten, von dieser Stadt Sunzion bis zu den Piembais sei es 100 Meilen Wegs den Fluß Paraboe aufwärts. Weiter ließ unser Hauptmann die Carios fragen, ob sie, die Piembais, auch Proviant hätten, und wessen sie sich enthielten; item was es für ein Volk wäre und woran sie Mangel litten. Da sagten sie, die Piembais hätten keinen andern Proviant als Fisch und Fleisch, item Bodshörner oder Algorabo oder Johannisbrot. Aus diesen Bodshörnern machen sie Mehl, das essen sie zu den Fischen. Auch machen sie Wein daraus, der ist süß wie in Deutschland der Met. Als unser Hauptmann Joann Enollas das alles von den Carios vernommen hatte, da befahl er ihnen, sie sollten fünf Schiffe mit Proviant von türkischem Korn und anderm mehr, was so im Lande Brauch ist, beladen. Und solches sollte binnen zwei Monaten geschehen. Er wollte sich mit den Seinen in dieser Zeit auch rüsten und wollte zuerst zu einer Nation, Carchkareis geheißn, ziehen, darauf erst zu den Piembais. Da erboten sich die Carios,

allzeit willig und gehorsam zu sein und des Hauptmanns Befehl in allen Pünktlein nachzukommen. Auch befahl unser Hauptmann den Schiffsleuten, die Schiffe allenthalben auszustaffieren, um diese Reise zu machen.

Als nun solches alles angeordnet und fertig war und die Schiffe mit Proviant beladen waren, da ließ unser Hauptmann das Volk zusammenrufen und nahm von den 400 Mann 300 Wohlgerüstete; und die 100 übrigen ließ er in der oben genannten Stadt Bodelesso, das ist Nostra Signora de Sunzion, wo die oben erwähnten Carios wohnen. Wir zogen dann das Gewässer aufwärts und fanden gewiß über fünf Meilen Wegs von den genannten Carios entfernt einen Flecken der Indianer, die am Paraboë saßen. Diese brachten uns alles Nötige und Proviant an Fischen und Fleisch, Hühnern, Gänsen, indischen Schafen und Straußen.

Als wir aber zuletzt zu den Flecken der Carios kamen, der Wenbington heißt und 80 Meilen von Nostra Signora de Sunzion entfernt liegt, da nahmen wir von diesen Carios Proviant und andere Sachen, was wir bei ihnen noch von dem, was wir nötig brauchten, bekommen konnten.

Von dort kamen wir zu einem Berg, der heißt St. Ferdinand. Dieser gleicht dem Bogenberge. Dort fanden wir die obengemeldeten Piembais, zu denen von Wenbington 12 Meilen Wegs ist. Sie kamen uns entgegen und empfingen uns mit falschem Herzen, wie ihr's hernach vernehmen werdet. Sie begleiteten uns in ihre Häuser und gaben uns Fisch und Fleisch und Bodshörner oder Johannisbrot zu essen. Also blieben wir neun Tage bei den Piembais.

Darnach ließ unser Hauptmann ihren obersten Häuptling fragen, ob sie nichts von einer Nation wüßten, die Carckareis heißt. Er sagte, sie wüßten eigentlich nichts von der Nation, allein was sie von ungefähr hörten, so sollten sie weit von ihnen im Lande liegen oder wohnen, und sie sollten auch viel Gold und Silber haben; aber sie, die Piembais, hätten noch keinen der Carckareis gesehen. Auch sagten sie uns, daß sie, die Carckareis, weiße Leute seien wie wir Christen, und daß sie viel zu essen hätten: türkisches Korn, verschiedene Arten von Mantochade und andere Gewächse mehr, Fleisch von den indianischen Schafen, Anntthe, ein Tier, das einem Esel gleicht, außer daß es Füße wie eine Kuh hat. Und es hat eine dicke, graue Haut, item Hirsche, Künigel, Gänse und gar viele Hühner. Aber keiner der Piembais habe das, was er erzähle, gesehen; sondern kenne es nur vom Hörensagen. Wir aber haben es erfahren, wie es um die Sache stand. Alsdann forderte unser oberster Hauptmann etliche Piembais, die mit ihm ins Land ziehen sollten. Sie waren willig, und der Oberst der Piembais beorderte alsbald drei Indianer, die mit uns ziehen und die Speisen, und was wir sonst benötigten, tragen sollten. Und unser Hauptmann befahl diesem Volk, sich zu rüsten, denn er wollte in vier Tagen aufbrechen.

Darauf ließ er von den fünf Schiffen zwei vernichten und auf die übrigbleibenden zwei schaffte er 50 von uns Christen, die wir allda vier Monate lang in seiner Abwesenheit verwahren sollten. Und wenn es sich ereignen sollte, daß der Hauptmann in der festgesetzten Zeit nicht wieder zu uns käme, so sollten wir wieder mit diesen zwei

Schiffen nach der Stadt Nostra Signora de Sunzion ziehen.

So kam es, daß wir dort bei den Piembais sechs Monate lang verzogen, und wir hörten nichts von unserm Hauptmann Joann Enollas. Auch hatten wir keinen Proviant mehr. So mußten wir denn, gemäß dem Befehle unseres obersten Hauptmanns, mit diesem unsern besagten Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla wiederum nach der Stadt Signora reisen.

Als er, Joann Enollas, von den Piembais ausgezogen, ist er zunächst zu einer Nation, die Naperus heißt, gekommen. Diese sind den Piembais befreundet. Sie haben nur Fisch und Fleisch — es ist eine große Nation. — Von diesen Naperus nahm unser oberster Hauptmann auch etliche zu sich, die ihm den Weg zeigen sollten. — Sie zogen durch das Gebiet von mancherlei Völkern mit großer Last und Mühe. Man leistete ihm großen Widerstand, auch starb fast die Hälfte der Christen auf dieser Reise. Und als er zu einer Nation kam, die Banjenos heißen, da konnte er nicht weiter fort, sondern mußte wieder mit dem Volke zurückziehen, drei Spanier ausgenommen, die er wegen ihrer Schwachheit dort bei den Banjenos zurücklassen mußte.

Also kam er, unser Hauptmann Joann Enollas, für seine Person gesund, mit dem Volke wieder zurück zu den Naperus. Da blieben sie und rasteten bis zum dritten Tage; denn das Volk war sehr müde und schwach, hatte auch keinen Proviant mehr bei sich.

Darauf machten die Naperus mit den Piembais einen Kontrakt und beschloßen, den Obersten Joann Enollas

und die Seinen totzuschlagen oder umzubringen, wie sie denn solches auch vollbracht haben. Und als Joann Enollas, der Hauptmann, mit den Christen von den Naperus zu den Piembais zog, wurden sie halberwegs, nichts Böses ahnend, von den Naperus und Piembais in einem großen Laubwalde mit großer Gewalt überfallen. Dabei verfuhrten sie nämlich so, daß die Naperus und Piembais nach ihrer Vereinigung sie im Walde, durch den die Christen reisen mußten, überfallen, den Hauptmann und die Christen wie wütende Hunde angefallen und die schwachen Christen samt dem Hauptmann Joann Enollas alle insgesamt totgeschlagen und umgebracht haben, so daß nicht einer davongekommen ist. Gott sei ihnen und uns gnädig und barmherzig!

Wir, die 50 Mann, die nach der Stadt Nostra Signora de Sunsion gefahren waren und dort den Hauptmann Joann Enollas und unsere Kriegerleute erwarteten, hörten von diesem Vorgang von einem Indianer. Dieser war ein Sklave des seligen Joann Enollas, den er von den Panzenos mitgebracht hatte. Diesem war es, dank seiner indianischen Sprache, gelungen, mit heiler Haut davonzukommen, und zeigte uns alles vom Anfang bis zum Ende an, wie es dabei zugegangen war. Doch mochten wir diesem nicht eigentlich Glauben schenken.

Und als wir ein Jahr lang in genannter Stadt Nostra Signora de Sunsion verharret hatten, konnten wir kein noch so kleines Zeugnis aufreiben, noch das Geringste in Erfahrung bringen, wie es doch um unser Volk stünde; denn allein die Carios zeigten unserm Hauptmann Domenigo Enolla an, daß das Gerücht ginge, unsere Christen



Buenos-Aires, von den Carendis, Zechurias und anderen Indianerstämmen belagert.



Tiembus. Im Wintergrund der Paranaflus.

sollten alle von den Piembais umgekommen sein, wie man oben gehört hat. Wir aber wollten es nicht glauben, es sei denn, wir hörten einen Piembais davon reden, daß solches wahr sei.

Da kamen die Carios und brachten unserm Hauptmann Marthin Domenigo Enolla zwei Piembais, die man gefangen hatte. Als sie unser Hauptmann sah, befragte er sie, ob sie den Totschlag an den Christen begangen hätten. — Da leugneten sie sehr und sagten, er, unser aller oberster Hauptmann, und sein Volk sei noch nicht aus dem Lande gekommen. Darauf befahl der Hauptmann dem Richter und Profosen, man solle die Piembais peinlich befragen [foltern], damit sie die Wahrheit bekenneten. Da marterte man sie derartig, daß sie bekanneten und anzeigten, es sei wahr, daß sie die Carios samt ihrem Hauptmann umgebracht hätten. Darauf ließ unser Hauptmann Marthin Domenigo Enolla die beiden Piembais richten, sie an einen Baum binden und um sie herum einen großen, weiten Feuerkreis machen, so daß sie [langsam] verbrannten.

7. Christliche Mörder und indianische Tücke.

Mit der Zeit schien es uns Christen allen gut, den Marthin Domenigo Enolla zu unserm obersten Hauptmann zu nehmen, bis Kaiserliche Majestät darüber eine neue Entscheidung getroffen hätte; besonders, weil er sich den Kriegsleuten gegenüber immer so gut verhalten hatte.

Das geschah, und er, Marthin Enolla, kommandierte und verordnete darauf, man solle vier Parahadineß-

Schiffe zurichten, und nahm von den Kriegsleuten 150 Mann; die andern ließ er in besagter Stadt Nostra Signora de Sunzion und gab uns zu verstehen, er wolle das andere Volk, das bei den Tiembus gelassen sei, item 160 Spanier, die in Bonas Uyers bei den Schiffen geblieben, in der schon mehrfach erwähnten Stadt Nostra Signora de Sunzion zusammenbringen.

Dann zog Marthin Domenigo Eynolla mit den vier Parahadineß-Schiffen den Fluß Paraboe und Paranau abwärts. Ehe er aber zu den Tiembus kam, wurde von den Christen, die uns dort erwarteten, nämlich einem Hauptmanne, der Francisco Reyß heißt, und einem Priester Jann Jabon und einem Sekretarius namens Jann Cronandus, in ihrer Eigenschaft als Substituierte Gubernatoren [Statthalter] der Christen zuvor beschloffen, den obersten Indianer der Tiembus umzubringen und etliche andere Indianer mit ihm. — Solche Greuelthat haben sie denn auch verübt und die Indianer, die lange Zeit ihnen alle Wohlthat erwiesen haben, schändlich vom Leben zum Tode gebracht, ehe wir mit unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Eynolla ankamen.

Als nun Marthin Domenigo Eynolla, unser Hauptmann, mit uns von der Stadt Nostra Signora de Sunzion zu den erwähnten Tiembus und den dortigen Christen kam, erschraf er sehr über diesen Totschlag und darüber, daß die Tiembus geflohen waren. Er konnte ihnen so aber nichts tun. Und so ließ er denn Bastament und Proviant in Corporis Christi, auch 20 Mann der Unsrigen mit einem Hauptmann Anthoni Manthossa und befahl ihnen bei Leib und Leben, den Indianern in keinerlei

Weise zu trauen, sondern bei Tag und Nacht gute Wacht zu halten; und wenn die Indianer kommen sollten und wieder ihre Freunde sein wollten, so sollte er sie fleißig traktieren und ihnen die alte Freundschaft erzeigen; doch bei alledem sich vor ihnen hüten und wohl achtgeben, daß ihnen kein Schaden zugefügt würde.

Hierauf nahm unser oberster Hauptmann Marthin Domenigo Enolla die drei Personen als Urheber des Totschlags, nämlich den Francisco Reyß, den Priester Jann Sabon und Jann Cronandus, der Sekretarius war, mit sich hinab.

Und als sie aufbrechen und hinwegfahren wollten, da kam ein Oberster der Tiembus, der hieß Zeiche Legemi. Dieser war ein großer Freund der Christen; aber nichtsdestoweniger mußte er es mit den Indianern halten, wegen Weib und Kinder, und seiner Freunde halber. Und er sagte unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla, er solle die Christen alle mit sich flußabwärts führen; denn das ganze Land wäre mit Macht wider sie aufgestanden, und sie wollten sie totschlagen und aus dem Lande treiben. Da antwortete ihm der Hauptmann Marthin Domenigo Enolla, er wolle bald wiederkommen, sein Volk wäre stark genug gegen die Indianer; und er sagte außerdem, er, Zeiche Legemi, solle zu den Christen ziehen mit Weib und Kind und Freunden und all seinem Volke. Da sagte er, Zeiche Legemi, er wolle solchem Ansinnen nachkommen.

Indessen fuhr unser oberster Hauptmann Marthin Domenigo Enolla das Wasser abwärts und ließ uns hier allein. Acht Tage darnach ungefähr schickte der

befagte Tiembus-Indianer Zeiche Vegemi einen seiner Brüder, Suelaba genannt, in verrätherischer Absicht und begehrte von unserm Hauptmanne, er solle ihm sechs Christen mit Büchsen und anderer Rüstung geben, er wolle damit seinen Haushalt und die Seinen zu uns bringen und fortan bei uns wohnen. — Und er ließ außerdem anzeigen, daß er sich vor den Tiembus fürchte, und daß er seine Sachen sonst wohl nicht sicher herausbringen könne. So tat er, als ob er es gut mit uns meine, sagte uns auch, er wolle Proviant und alles, was wir sonst benötigten, mit sich herausbringen. Aber solches war alles Büberei und Betrug.

Darauf sagte ihm unser Hauptmann nicht allein sechs Mann zu, sondern gab ihm noch 50 mit besserer Wehr und Waffen gerüstete Spanier mit. Diesen 50 Mann befahl unser Hauptmann, sie sollten daran denken und wohl darauf sehen, daß sie keinen Schaden durch die Indianer erlitten.

Es war aber nicht über eine halbe viertel Meile Wegs von uns Christen zu den Tiembus. — Und als diese 50 Mann von uns zu ihnen, der Tiembus, Häusern auf den Platz kamen, da traten diese zu ihnen und gaben ihnen einen Kuß wie Judas, der Falsche, dem Herrn Christo, und brachten ihnen Fisch und Fleisch zu essen. Indem aber die Christen aßen, stürzten die Freunde und noch andere Tiembus, die in den Häusern und auf dem Felde verborgen lagen, auf die Christen und gesegneten ihnen das Essen, also daß keiner von ihnen mit dem Leben davongekommen ist; außer einem einzigen Buben namens Kalteron. Gott sei ihnen gnädig und barmherzig, Amen!

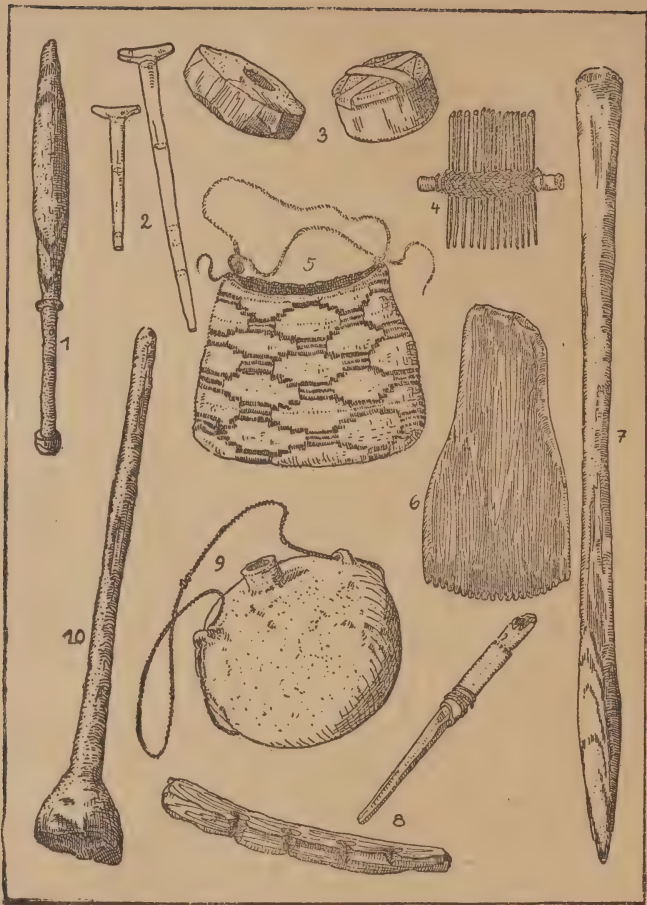
Hierauf überzogen die Feinde von Stund an unsern Flecken — an die 10 000 Mann stark oder mehr, belagerten uns und vermeinten uns zu überwinden. Es geschah aber nicht, Gott dem Herrn sei Lob! Und sie lagen doch vierzehn Tage lang vor unserm Flecken und liefen Sturm Tag und Nacht. Sie hatten sich aber diesmal lange Spieße von den Rapiereu gemacht, die sie sich von den Christen verschafft hatten. Mit diesen stachen sie auf uns ein und wehrten sich.

Und es begab sich am selbigen Tage, daß die Indianer Sturm liefen mit aller Macht und unsere Häuser verbrannten. Währenddem lief unser Hauptmann Anthoni Manthossa mit einem Schlachtschwert nach einem Tore. Dort standen etliche Indianer verborgen, so daß man sie nicht sehen konnte, und schossen ihre Spieße durch den Hauptmann, daß er weder ach noch weh mehr sagte. Die Gnade Gottes sei mit ihm!

Nun konnten sich aber die Indianer nicht mehr länger aufhalten; denn sie hatten nichts zu essen, mußten deshalb das Lager abbrechen und zogen davon.

Nachdem kamen zwei Bergentin-Schifflein [spanisch bergantin, Brigantine] zu uns mit Proviant von Bonas Myers von unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla, auf daß wir uns dort ernähren sollten bis auf besagten Hauptmanns Rückkunft. Des waren wir gar froh, die dagegen, die mit den zwei Bergentinen kamen, sehr traurig über die umgekommenen Christen.

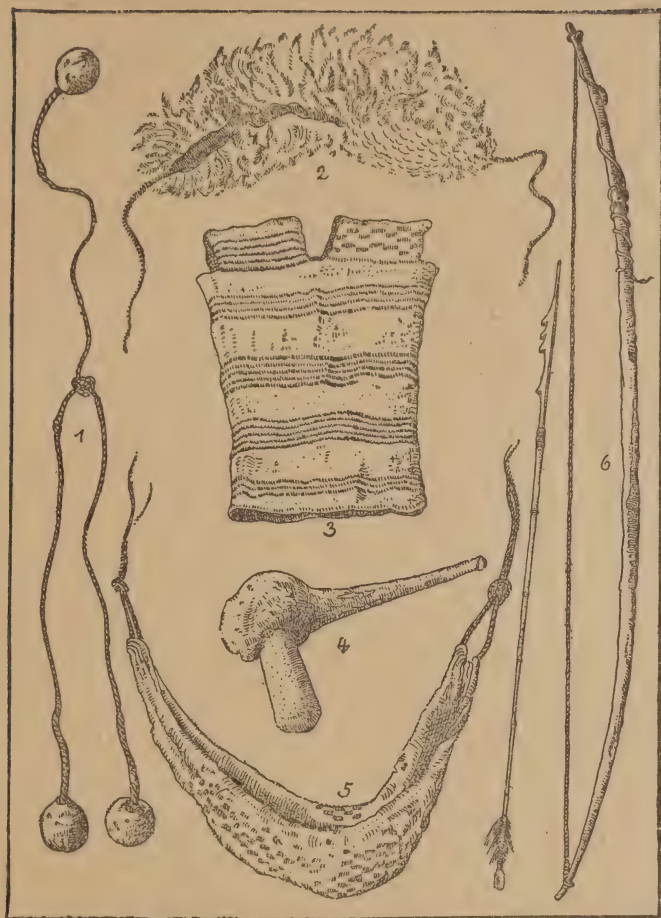
So faßten wir beiderseits den Entschluß und hielten es für das Beste, nicht länger dort in Corporis Christi bei den Tiembus zu bleiben; sondern wir fuhren sämtlich



Geräte der Indianerstämme des Gran Chaco.

(Nach Originalen im Museum für Völkertunde, Leipzig.)

1. Keule zum Erschlagen gefangener Fische; Choroti.
2. Unterlippenstäbe aus Harz; Paraguay.
3. Ohrplättche; Sotegarait.
4. Kamm; Sotegarait.
5. Tragtasche; Sotegarait.
6. Fellträger; Ashuslay.
7. Grabstock; Lengua.
8. Feuerzeug; Nocten.
9. Wassergefäß; Lengua.
10. Keule; Sotegarait.



Waffen und Geräte der Indianerstämme des Gran Chaco.
 (Nach Originalen im Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

1. Bola; Patagonien.
2. Feder-Armband; Chamacoco.
3. Schutzhemd; Sotegaraiik.
4. Steinbeil; Guayaki.
5. Hängematte; Chamacoco.
6. Bogen und Pfeil; Chaco.

das Gewässer abwärts und kamen nach Bonas Ayers zu unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Eyolla. Da erschrak der sehr und war bekümmert wegen des erlegten Volks, wußte auch gar nicht, wie er sich verhalten oder was er mit uns anfangen sollte; denn wir hatten auch keinen Proviant.

8. Schiffbruch.

Fünf Tage aber, nachdem wir nach Bonas Ayers gekommen waren, kam aus Spanien ein kleines Schiff zu uns, das heißt Carabelle, und brachte uns gute, neue Nachricht, nämlich, daß noch ein Schiff in Sankt Katarina angekommen wäre, und der Hauptmann desselben hieß Aluiso Gabrero, und hätte 200 Mann aus Spanien mitgebracht.

Als unser Hauptmann diese neue Nachricht vernommen, ließ er eins von den beiden Schiffen zurichten, das war ein Galiber, und schickte es mit dem ersten nach Sankt Katarina in Pressel [Brasilien]. Das liegt 300 Meilen von Bonas Ayers. — Und er beorderte dazu einen Hauptmann, der hieß Consalto Manthossa, der sollte das Schiff regieren, und befahl ihm, wenn er nach Sankt Katarina in Pressel käme, so sollte er das Schiff mit Proviant laden: Reis, Mandeech und andere Nahrung mehr, was ihm gut dünkte.

Da begehrte dieser Hauptmann Consalto Manthossa von unserm Hauptmann Marthin Domenigo Eyolla, ihm sechs Gesellen vom Kriegsvolke zuzustellen oder zu ver gönnen, auf die er sich verlassen könnte. Da sagte er es

ihm zu. — Und er nahm mich und fünf Spanier zu sich und auch zwanzig andere Personen vom Kriegsvolk und den Schiffsleuten.

Einen Monat nach unserer Abfahrt von Bonas Ahers kamen wir nach Sankt Katarina. Dort fanden wir das Schiff und den Hauptmann Aluiso Gabrero mit samt allem seinen Volk, waren darüber hoch erfreut und blieben zwei Monate daselbst und beluden unser Schiff mit so viel Reis, Mandeech und türkischem Korn, daß wir weiter nichts mehr auf beiden Schiffen transportieren konnten. Darnach fuhren wir mit beiden Schiffen, samt dem Hauptmann Aluiso und allem seinen Volk von Sankt Katarina weg nach Bonas Ahers in Indien.

Und als wir uns auf zwanzig Meilen näherten, fanden wir einen Fluß Paranaú-Wassu. Dieser Fluß ist an der Mündung 40 Meilen breit, und diese Breite behält er 80 Meilen Wegs bei, bis man zum Hafen kommt, Sankt Gabriel geheißten. Dort ist der Fluß Paranaú acht Meilen breit.

Als wir also, wie gesagt, auf 20 Meilen zu diesem Wasser am Allerheiligen Vorabend [31. Oktober] kamen, so kamen wir zwei Schiffe hier zur Nacht zusammen. Da fragte einer den andern, ob wir auf dem Wasser Paranaú wären. Unser Schiffer sagte da, wir wären auf dem Flusse; der andere aber sagte zu seinem Hauptmanne, wir wären noch an die 20 Meilen Wegs davon entfernt.

Wenn nämlich auf dem Meere zwei, drei oder mehr Schiffe miteinander fahren, so kommen sie jedesmal, wenn die Sonne untergehen will, zusammen. Dann fragen sie einander, wie weit sie Tag und Nacht gefahren sind, und

mit was für einem Winde sie in der Nacht fahren wollen, damit sie miteinander reisen können.

Hierauf aber fragte unser Schiffer wiederum den andern Schiffer, ob sie ihm nachfahren wollten. Aber der andere Schiffer sprach, es sei jetzt schon Nacht, er wolle deshalb auf dem Meere bleiben bis morgen früh, und er wolle die Nacht nicht ans Land fahren. Dieser Schiffer war etwas weiser als der unsere, wie ihr hernach vernehmen werdet.

Also fuhr unser Schiff seines Wegs und verließ das andere Schiff. Wir fuhren auf unserm Schiffe in der Nacht weiter und hatten einen großen Sturmwind auf dem Meere zu bestehen von zwölf Uhr Mitternacht bis gegen Tagesanbruch; da sahen wir Land, ehe wir unsere Anker werfen konnten. Hierauf wurde das Schiff an Land gestoßen, und es hatte doch noch eine gute Meile Wegs bis zum Lande. Also wußten wir jetzt keinen andern Ausweg, als daß wir den Allmächtigen anriefen, daß er uns gnädig und barmherzig sein solle. So wurde in derselbigen Stunde unser Schiff zu 100 000 Stücken zerstoßen, und es ertranken 15 Mann und sechs Indianer.

Etliche kamen auf großen Hölzern heraus, ich und fünf andere Gefellen auf dem Segelbaum. Von den 15 Personen jedoch konnten wir keinen Toten finden. Gott, der Herr, sei ihnen und uns allen gnädig!

Darnach mußten wir zehn Meilen zu Fuß laufen, hatten alle unsere Kleider im Schiffe verloren, ebenso auch die Speise; mußten uns nun mit Pflanzen und Früchten behelfen, die wir in den Wäldern fanden, bis wir zu einem Borten oder Hafen kamen, St. Gabriel

genannt. Dort fanden wir das vorhin erwähnte Schiff und den Hauptmann, welches drei Tage vor uns angekommen war.

Und man hatte dies unserm Hauptmann Marthin Domenigo Enolla in Bonas Myers angezeigt. Die Leute dort waren sonderlich um uns betrübt und glaubten, wir wären gestorben; ließen deshalb etliche Messen für uns lesen.

Nachdem wir nun in Bonas Myers angekommen waren, ließ unser Hauptmann Marthin Domenigo Enolla unsern Hauptmann und den Piloten oder Steuermann zu sich rufen. Und wenn man nicht so für ihn gebeten hätte, so hätte er den Piloten hängen lassen. So aber mußte er vier Jahre lang auf den Bergentin-Schiffen zubringen.

Da nun alles Volk beieinander in Bonas Myers war, befahl unser oberster Hauptmann die Bergentinen fertig zu machen. Und er nahm das Volk alles zusammen und verbrannte die großen Schiffe und verwahrte das Eisen-geschirr. — Alsdann fuhren wir die Paranau aufwärts und zur schon erwähnten Stadt Nostra Signora de Sun-
sion. Da blieben wir zwei Jahre lang und warteten auf einen weiteren Bescheid seiner Kaiserlichen Majestät.

9. Der neue Oberbefehlshaber Cabeza de Baca.

Nun kam ein oberster Hauptmann aus Spanien, der hieß Albernuso Capessa de Bacha. Solchen Hauptmann beorderte Kaiserliche Majestät mit 400 Mann und dreißig Pferden auf vier Schiffe, worunter zwei große und zwei Carabellen waren. Und als besagter Hauptmann mit

diesem Volke in einem Borten oder Hafen in Bressel ankam, der Wilfen heißt (aber dieser Borten Namen ist auch Sanct Katarina), wo er Fourage und Proviant laden wollte, und als er zwei Carabellen ungefähr acht Meilen weit von besagter Borten nach Proviant ausschickte, gerieten sie in einen solchen Sturm, daß beide Schiffe in See bleiben mußten. Und es ist nichts anderes davon gekommen als die Leute, die auf den Schiffen gewesen. Als solches der oberste Hauptmann inne wurde, konnte er sich mit den zwei andern großen Schiffen nicht mehr aufs Wasser wagen; besonders, weil wir nicht gut imstande waren. Sie, die Leute, fürchteten sich deshalb, und er zog es vor, auf dem Landwege nach Rio della Platta zu kommen. So kamen sie zu uns in die Stadt Nostra Signora in El Paraboe und brachten von den 400 Mann 300 mit; die andern waren gestorben vor Hunger und Krankheit.

Dieser Hauptmann ist acht Monate unterwegs gewesen; und es sind 500 Meilen von der Stadt Nostra Signora bis zu diesem Fleden oder Hafen Sanct Katarina. Er brachte auch aus Spanien seine Gubernation [Oberbefehl] von Kaiserlicher Majestät mit sich und sagte, unser Hauptmann Marthin Domenigo Enolla solle ihm seine Gubernation übergeben und alles Volk ihm untertänig sein.

Der Hauptmann Marthin Domenigo Enolla und alles Volk tat dies willig und gehorsam; jedoch nur unter der Bedingung, daß er, Albernuso Capessa de Bacha, ihm etwas vorzeigte, was bewies, daß er solche Gewalt auch wirklich von besagter Kaiserlicher Majestät erlangt oder

zuwege gebracht habe. Das aber konnte die Mannschaft nicht herausbringen; sondern die Pfaffen und zwei oder drei Hauptleute sädelten die Sache so ein, daß er, Alber-
nuso Capessa, schließlich kommandierte und regierte. Wie es ihm aber später ergangen ist, werdet ihr hernach hören.

Nun musterte dieser erwähnte Capessa alles Volk. Da fand er alles in allem 800 Mann. Er schloß auch zu dieser Zeit mit Marthin Domenigo Enolla Brüderschaft, und sie wurden geschworene Brüder. Und sie kamen überein, daß er, Enolla, nichts weniger mit dem Volke zu schaffen und zu tun haben sollte als vorher.

Alsdann ließ Albernuso Capessa de Bacha neun Bergentin-Schifflein zurechten und wollte den Fluß Paraboe aufwärts fahren, soweit er könnte.

In der Zwischenzeit aber, ehe die Schiffe bereit waren, schickte er drei Bergentinen mit 115 Mann, diese sollten soweit ziehen, wie sie konnten, und Indianer suchen, die Mandeoch und türkisches Korn (das ist Mais) hätten. Auch stellte er an ihre Spitze zwei Hauptleute, die hießen Anthoni Cabrero und Tigo Tobellino. Und sie kamen zuerst zu einer Nation, die heißt Suruchafuis, diese hatten türkisches Korn und Mandeoch und auch andere Kräuter, wie z. B. Manduis. — Diese Frucht gleicht einer Haselnuß — item Fisch und Fleisch. Die Männer tragen in den Lippen einen glatten, großen Stein, wie ein Brettstein. Die Weiber gehen an ihrer Scham bedeckt. Bei dieser Nation ließen wir unsere Schifflein und etliche unserer Gesellen dabei, die sie verwahrten — dann zogen wir vier Tage lang in das Land. Da fanden wir einen Flecken, der den Carios gehörte, die ungefähr 300 Mann

stark waren. Wir befragten sie über das Land, und sie gaben uns guten Bescheid. Darnach kehrten wir wieder zu den Schifflein zurück und fuhren den Paraboë abwärts und kamen zu einer Nation, die die Acheres heißen.

Bei diesen fanden wir einen Brief von unserm Hauptmann Albernufo Capessa de Bacha. Dieser Brief besagte, man solle Achere, den obersten Indianer, allda henken. Solchem Befehle kam unser Hauptmann unverzüglich nach, woraus sich hernach ein großer Krieg entspann, wie später zu vernehmen ist.

Nachdem besagter Indianer diesen Tod hatte erleiden müssen, zogen wir den Fluß abwärts zur Stadt Nostra Signora de Sunjion und meldeten unserm obersten Hauptmann Albernufo Capessa de Bacha, was wir auf dieser Reise ausgerichtet und gesehen hätten.

Darauf forderte er den obersten Indianer, der in der Stadt Nostra Signora war, auf, ihm 2000 Indianer zuzuordnen. Diese sollten mit den Christen flußabwärts ziehen. Die Indianer erboten sich auch, gutwillig und gehorsam zu sein, sagten aber beiläufig, unser oberster Hauptmann solle sich vorher besinnen, ehe er aus dem Lande zöge; denn das ganze den Carios gehörige Land habe sich unter Dabere mit großer Macht erhoben und wolle gegen die Christen ziehen; denn dieser Dabere sei der Bruder des gehenkten Acheres, weshalb er solchen Tod rächen wolle.

Also mußte unser oberster Hauptmann die Reise aufschieben und sich statt dessen rüsten und wider seine Feinde ziehen. Er befahl deshalb seinem geschworenen Bruder Marthin Domenigo Enolla, 400 Mann und

2000 Indianer zu nehmen und gegen eben erwähnte Dabere und die Carios zu ziehen und ihn mit all den Seinen zu verjagen und alles zu verheeren. Solchem Befehle kam Marthin Domenigo Epolla nach und zog mit diesem Volke aus der Stadt Nostra Signora. Er traf auch die Feinde und ließ zunächst den Dabere im Namen der Kaiserlichen Majestät vermahnen. Aber der Dabere wollte sich nicht daran kehren oder sich im Guten anlassen. Er hatte nämlich viel Volks beisammen und seinen Flecken sehr stark mit Palisaden befestigt: Das sind Mauern aus Holz. — Der Flecken hatte drei solcher Mauern um sich und außerdem viele weite Gruben, wovon ich schon erzählt habe. Aber wir hatten vorher solches alles ausgekundschaftet.

Also lagen wir bis zum vierten Tage vor dem Orte, bis wir endlich siegten und drei Stunden vor Tagesanbruch in den Flecken einfielen und alles erschlugen, was wir fanden. — Und wir fingen viele Weiber dabei. Das war uns eine große Hilfe. In diesem Scharmügel sind 18 Christen umgekommen, und auch sonst ist vielen unseres Volkes Schaden zugefügt, ebenso sind auch viele von den Indianern umgekommen. Die Feinde aber gewannen nicht viel an uns; denn es waren auf ihrer Seite bis an 3000 von den Kannibalen getötet worden. So währte es nicht lange, bis der Dabere mit seinem Volke kam und uns um Frieden bat. Und sie baten, wir sollten ihnen ihre Weiber und Kinder wiedergeben; er, Dabere, und sein Volk wollten uns dann auch dienen und untertänig sein. Solches mußte unser Hauptmann ihnen nach Kaiserlicher Majestät Befehl zusagen.

Nachdem wir diesen Frieden geschlossen hatten, zogen wir den Fluß Paraboe wieder abwärts zu unserm aller-obersten Hauptmann Uibernuso de Bacha und zeigten ihm an, wie es uns ergangen war. Nun war er darauf bedacht, seine alte, vorgenommene Reise zu vollbringen, und forderte von Dabere, der jetzt zufriedengestellt war, 2000 gerüstete Indianer, die mit ihm ziehen sollten. Diese waren willig und erboten sich, allezeit uns zuwillen zu sein. Auch forderte er sie, die Carios, auf, neun Bergentin-Schifflein zu beladen. Da nun solches alles fertig war, nahm er von den 800 Christen 500, und die übrigen 300 ließ er in der Stadt Nostra Signora de Sunjion, ernannte einen Hauptmann, Jan Salenffer geheißten, und fuhr alsdann mit den 500 Christen und 2000 Indianern den Fluß Paraboe aufwärts.

Die Carios hatten 83 Rähne oder Zillen, und wir Christen hatten neun Bergentin-Schiffe und in jedem zwei Pferde. Diese aber ließ man hundert Meilen über Land gehen; und wir fuhren auf dem Wasser bis zu einem Berge, St. Ferdinand geheißten, dort brachte man die Pferde zu Schiff. Alsdann fuhren wir weiter und kamen zu unsern Feinden, den Piembais. Aber sie warteten nicht, bis wir bei ihnen waren, sondern flohen mit Weib und Kind sogleich davon; zuvor aber verbrannten sie ihre Häuser. Danach zogen wir hundert Meilen Wegs nacheinander und fanden kein Volk.

Dann kamen wir zu einer Nation, Bascherepoß geheißten. — Diese haben Fisch und Fleisch. — Es ist eine große Nation und fährt über hundert Meilen Wegs weit. Sie haben auch gar viele Rähne. Ihre Weiber haben die



Schlangen, die 25 Schuh lang und dick wie ein Mann sind.

CARIOS.



Carios.
Der Mann mit Untertippenstab.

Scham bedeckt, wollten nicht mit uns reden, sondern flohen davon.

Von dort kamen wir zu einer Nation, die heißen Sueruekueffis, wo dann die vorgenannten drei Schiffe waren. Die Entfernung von ihnen zu den Bascherepas beträgt 90 Meilen. Sie empfingen uns gar freundlich. Es haust dort jeder für sich allein mit seinem Weib und seinen Kindern. Die Männer haben ein rundes Scheiblein Holz, wie ein Brettstein, im Zipfel des Ohres hängen. Die Weiber haben einen grauen Stein von Kristall außen in den Lippen, der ist dick und lang wie ein Finger. Diese Weiber sind schön und wandeln nackt, wie sie aus dem Mutterleibe kommen, einher — item haben sie türkisches Korn, Mandeooh, Mandurik, Padades, Fisch und Fleisch genug. Es ist eine große Nation. — Unser



Chamacoco mit Lippenstab.

Hauptmann ließ sie nach einer Nation befragen, die Charakareis heißen, ebenso nach den Carios. Von den Charakareis konnten sie ihm nichts melden, von den Carios aber sagten sie, sie wären noch in ihren Häusern. — Es war aber nichts daran.

Darauf befahl unser Hauptmann, sich zu rüsten, er wolle landeinwärts ziehen. Und er ließ 150 Mann dort bei den Schiffen und Proviant auf zwei Jahre und nahm

die 350 Christen, ebenso auch die 18 Pferde und die 2000 Carios, die von der Stadt Nostra Signora de Sunzion gezogen waren, und zog ins Land hinein. Aber er richtete nicht viel aus: Er war kein Mann danach. Dazu waren ihm die Hauptleute und Knechte alle feind, da er sich schlecht gegen das Kriegsvolk betrug.

Also zogen wir 18 Tage lang, ohne daß wir Carios oder andere Menschen trafen, und wir hatten nicht mehr viel Proviant. Deshalb mußte unser Hauptmann wieder zu den Schiffen zurückziehen. Und als wir umkehrten, schickte er einen Spanier namens Francisco Rieffere mit andern zehn gerüsteten Spaniern weiter landeinwärts und befahl ihnen, zehn Tage lang zu ziehen. Und wenn sie in dieser Zeit kein Volk fänden, so sollten sie wieder zu uns nach den Schiffen zurückkehren, wo wir sie erwarteten. Da fanden sie eine große Nation der Indianer, die hatten auch türkisches Korn, Mandeoch und andere Gewächse mehr. Die Spanier durften sich nicht sehen lassen und kehrten wieder zu uns zurück und meldeten solches dem obersten Hauptmanne. Der wollte dort nun wieder ins Land ziehen; doch mußte er es des Wassers wegen, das ihn daran verhinderte, verlassen.

10. Auf der Goldsuche.

Der Hauptmann Capessa de Bacha kommandierte nun statt dessen ein Schiff mit 80 Mann ab und gab uns einen Hauptmann namens Ernando Rieffere und schickte uns den Fluß Paraboe aufwärts, um eine Nation, die

Scherues genannt, zu suchen. Dasselbst sollten wir zwei Tage lang landeinwärts gehen, und nicht länger, und ihm dann Bericht von dem Lande und den dortigen Indianern erstatten.

Und als wir den ersten Tag von ihnen ausgefahren waren, kamen wir zu einer Nation, die ungefähr vier Meilen auf dem andern Lande liegt, und die die Suruchakuiß heißen. Diese wohnen auf einer Insel, die ungefähr 30 Meilen groß ist und um die der Paraboefluß fließt. Sie haben Mandeoch, Mais, Mandurik, Padades, Mandepore, Mandeoch Propie, Wachgekhuë und andere Gewächse mehr zu essen, item Fisch und Fleisch. — Mann und Frau sind wie die schon erwähnten Sueruekuesis gestaltet. Wir blieben an diesem Tage bei ihnen, und am andern brachen wir wieder auf. Da zogen von diesen Indianern zehn Rähne oder Zillen mit uns und wiesen uns den Weg, fingen des Tages zweimal Wildbret, dergleichen auch Fische, die sie uns verehrten. Auf dieser Reise waren wir neun Tage lang und kamen dann zu einer Nation, die Uheres heißen.

Es ist dort sehr viel Volks beieinander. Es sind lange und große Leute, Männer sowohl wie Frauen, wie ich dergleichen in ganz Rio della Platta nicht gesehen habe. Diese Uheres sind 36 Meilen von den eben erwähnten Sueruekuesis entfernt. Sie haben nichts anderes als Fisch und Fleisch zu essen. Die Frauen gehen mit bedeckter Scham. Bei diesen Uheres blieben wir einen Tag lang. Dann kehrten die bewußten Suruchakuiß mit ihren zehn Rähnen wieder zu ihrem Flecken zurück. Darauf stellte unser Hauptmann Kieffere an die Uheres das Ansinnen,

sie sollten uns den Weg zu den Scherues zeigen. Sie waren bereit und zogen mit acht Rähnen von ihrem Flecken mit uns und fingen uns alle Tage zweimal Fisch und Fleisch, damit wir genügend zu essen hätten.

Die Ursache, warum diese Nation Acheres genannt werden, aber ist folgende: Achere ist ein Fisch, der hat eine so harte Haut, daß man ihn weder mit einem Messer wundhauen, noch ihn mit einem indianischen Pfeil erschießen kann. Es ist ein großer Fisch und tut den andern Fischen großen Schaden. Item schmecken seine Eier oder Rogen, den er in zwei oder drei Schritt Entfernung ans Land legt, wie Bisam und ist gut zu essen. Der Schwanz aber ist das beste. Es ist auch sonst nichts schädlich an ihm. Er wohnet allezeit im Wasser.

Item in unserm Deutschland hier hält man ihn für ein schädliches und ekelhaftes Tier und nennt ihn einen Basilisten; und man sagt, so jemand diesen Fisch erschaut und dieser Fisch sich auf ihn stürzt, so muß er unfehlbar sterben. Es ist aber nicht wahr, daß der Mensch daran sterben muß, und nichts ist gewisser als das.

Weiter sagt man, dieser Fisch wüchse in Brunnen und man habe gefunden, daß es kein anderes Mittel gäbe, ihn umzubringen, als folgendes: Man müsse ihm einen Spiegel zeigen oder vorhalten, so daß er sich selbst darin erblickt; dann muß er, weiler gezwungen ist, seine eigene Greulichkeit mit eigenen Augen zu sehen, von Stund an sterben. Es ist aber alles Fabel und nichts daran, was alles von besagtem Fisch erzählt wird; denn ich hätte hundertmal sterben müssen, wenn es wahr wäre; habe ich doch mehr als 3000 dieser Fische gefangen und gegessen.

Ich hätte von diesem Fische nicht soviel geschrieben, wenn ich nicht einen gewissen Grund hätte: zu München in der Schießhütte Herzog Albrechts, unseres gnädigen Herrn, habe ich die Haut eines solchen Fisches gesehen. Deshalb habe ich davon soviel sagen müssen.

Dann kamen wir zu den Scherues. Dorthin rechnet man von den Aheres 38 Meilen. Diese legten wir in neun Tagen zurück. Es ist dies eine große Nation; aber sie waren nicht die rechten, bei denen der König wohnt. Diese Scherues aber, zu denen wir jetzt kamen, tragen Anebelbärte und haben einen runden Ring von Holz in dem Ohrzipfel hängen, und das Ohr ist um den Holzring gewickelt, daß es wunderbar anzusehen ist. Item haben die Männer auch einen blauen Stein von Kristall, ungefähr wie ein Brettstein in der Lippe. Item sind sie auch blau bemalt von oben bis zum Knie — geradeso als ob man Hosen aufgemalt hätte. Die Weiber aber sind auf eine andere Manier bemalt, auch blau von den Brüsten bis zur Scham, und zwar gar kunstvoll, so daß hier draußen nicht sobald ein Maler gefunden wird, der so kunstfertig wäre. Sie gehen mutternacht und sind schön auf ihre Art, vergingen sich wohl auch in der Finsternis.

Bei diesen Scherues blieben wir einen Tag und zogen danach in drei Tagen zu einem Könige, der ist vierzehn Meilen davon entfernt. Sein Volk heißt auch Scherues; aber sein Land ist nur vier Meilen Wegs weit. Gleichwohl hat er auch einen Flecken am Flusse Paraboe liegen.

Dort ließen wir unsere Schiffe mit 12 Spaniern, die

sie verwahrten, damit wir, wenn wir zurückkämen, unseren Schutz hätten. Wir befahlen auch diesen Scherues in selbigem Flecken, den Christen guten Beistand zu leisten, wie sie denn auch getan.

Wir blieben sodann zwei Tage im Flecken und machten uns fertig zur Reise und nahmen zu uns, was wir nötig hatten. Dann zogen wir über den Fluß Paraboe und kamen zum Könige, dorthin, wo er persönlich wohnt. Als wir uns auf eine Meile näherten, kam uns der König der Scherues auf einer Heide friedlich entgegen mit 12 000 Mann oder mehr. Der Weg, darauf sie gingen, war acht Schritt breit. Und dieser Weg ist bis zum Flecken mit lauter Blumen und Gras überstreut gewesen, so daß man keinen einzigen Stein, kein einziges Stück Holz oder Stroh hätte finden können. Auch hatte der König seine Musica bei sich. — Die Instrumente aber sind gemacht wie bei uns die Schalmeyen. Auch hatte der König befohlen, zur Feier des Tages zu beiden Seiten des Weges Hirsche und anderes Wildbret zu jagen, worauf sie ungefähr 30 Hirsche und 20 Abestrafze oder Randu fingen. — Fürwahr, solches war lustig anzusehen!

Als wir nun gar in ihren Flecken kamen, ließ der König jedesmal zwei Christen in ein Haus einquartieren, unsern Hauptmann aber, samt seinen Dienern, ins königliche Haus. Darauf befahl der König seinen Untertanen, uns zu geben, was wir benötigten. Also hielt der König Hof auf seine Manier wie der größte Herr im Lande. Man mußte ihm zu Tisch blasen. Und wenn es gerade pakte, so mußten die Männer und die schönsten Frauenbilder vor ihm tanzen. Solcher Tanz kam besonders uns

Christen ganz wunderlich vor, so daß wohl auch einer seines Mauls vergessen mochte.

Dieses Volk gleicht den Scherues, wovon wir schon gehört haben. — Ihre Weiber machen große Mäntel aus Baumwolle, auf gar subtile Weise, wie der Arlas; und darein wirken sie mancherlei Figuren, wie Hirsche, indianische Schafe, und was eine sonst gerade kann. In solchen Mänteln schlafen sie, wenn es kalt ist; oder sie sitzen darauf, oder verwenden sie, wozu sie sie sonst gerade gebrauchen können. Diese Frauen sind sehr schön und große Buhlerinnen, gar freundlich und gar hitzig am Leibe, wie mich bedünkt.

Dort blieben wir vier Tage lang. Während dieser Zeit fragte der König unsern Hauptmann, was wir begehrt und beabsichtigten, und wo wir hinwollten. Da antwortete ihm unser Hauptmann, er suche Gold und Silber. Da gab ihm der König seine silberne Krone, die hat ungefähr anderthalbe Mark gewogen, ebenso eine Platte von Gold, die ist anderthalb Spanne lang gewesen und eine halbe Spanne breit, auch ein Brusseleh, das ist ein halber Harnisch, und andere Silbersachen mehr. Und er erzählte, diese erwähnten Stücke habe er vor Zeiten im Kriege von den Amossenes [Amazonen] erbeutet.

Und als er etwas von den Amossenes verlauten ließ und uns von ihrem großen Reichtum zu verstehen gab, da waren wir sehr froh. Als bald fragte unser Hauptmann den König, ob wir auf dem Wasserwege mit unseren Schiffen dorthin kommen können, und wie weit es von den bewußten Amossenes sei. Darauf antwortete der König, wir könnten nicht zu Wasser dahin ziehen, sondern müßten

über Land ziehen und hätten zwei Monate lang hintereinander zu reisen. Also mußten wir zu den bewußten Amossenes ziehen, wie ihr hören werdet.

Die Weiber dieser Amossenes haben nur eine Brust und kamen nur drei- oder viermal im Jahre zu ihren Männern. Und wenn sie mit einem Knäblein von ihrem Manne schwanger sind, so schicken sie es diesem heim. — Ist es aber ein Mägdlein, so behalten sie es bei sich und brennen demselben die rechte Brust ab, so daß sie nicht weiter wachsen kann. Dies tun sie aber aus dem Grunde, daß sie ihre Waffe, den Bogen, gebrauchen können; denn es sind streitbare Weiber und führen Krieg gegen ihre Feinde.

Diese Weiber wohnen auf einer Insel, die ist rings von Wasser umgeben und ist eine große Insel. Wenn man dorthin fahren will, so muß man mit Rähnen dahin kommen. Aber auf dieser Insel haben die Amossenes kein Gold noch Silber; sondern auf Terraferma, das ist das Land, wo die Männer wohnen — daselbst haben sie großen Reichtum. Es ist eine große Nation, und ein mächtiger König regiert sie, der Tegiuß heißen soll, wie aus dem gleichbenannten Hauptorte ersichtlich ist.

Nun ersuchte unser Hauptmann Ernando Rieffere besagten König der Scherues, er solle uns von seinem Volke etliche Mann stellen; denn er wolle das Land einwärts ziehen und besagte Amossenes suchen. — Die Scherues aber sollten unser Gepäc tragen und uns den Weg weisen. Der König war dazu gewillt; aber er machte uns zugleich darauf aufmerksam, daß das Land um diese Zeit voll Wässer wäre und es nicht gut wäre, jetzt ins Land zu

reisen. Wir aber wollten es nicht glauben; sondern er-
suchten ihn um die versprochenen Indianer. Da gab er
unserm Hauptmanne für seine Person 20 Mann, die ihm
sein Gepäck und seine Speisen tragen mußten; und einem
jeden von uns gab er fünf Indianer, die uns aufwarten
und das, was wir nötig hatten, tragen sollten; denn wir
hatten acht Tage zu reisen, ohne daß wir einen Indianer
trafen.

So kamen wir zu einer Nation, Sneideris genannt.
Diese gleichen den Scherues in der Sprache und in
anderem mehr.

Während dieser acht Tage gingen wir für und für im
Wasser bis zum Gürtel und bis zu den Knien Tag und
Nacht, so daß man nicht heraus konnte noch kommen
mochte. Wenn wir Feuer machen wollten, so legten wir
große Hölzer aufeinander und machten es darauf. Manch-
mal begab es sich, daß der Topf, worin wir unser Speise
hatten, mit samt dem Feuer ins Wasser fiel und wir als-
dann ohne Essen blieben. — Auch hatten wir weder Tag
noch Nacht Ruhe vor den kleinen Fliegen, vor denen wir
nicht schlafen konnten.

Da fragten wir die Sneideris, ob wir noch länger
Wasser hätten. Sie sagten darauf, wir müßten noch vier
Tage lang im Wasser gehen und danach noch fünf Tage
über Land, dann kämen wir zu einer Nation, Ortuessen
geheißen. Sie gaben uns zu verstehen, es wären der un-
seren zu wenig; wir sollten lieber wieder zurückziehen.
Dies wollten wir aber der Scherues halber nicht tun; son-
dern wir gedachten vielmehr, die Scherues, die uns be-
gleiteten, wieder heim zu ihrem Flecken zu schicken. Aber

die besagten Scherues wollten es nicht tun; denn ihr König hätte ihnen befohlen, sie sollten nicht von uns gehen, sondern auf uns warten, bis wir wieder aus dem Lande zögen.

Die genannten Sneideris gaben uns nun 10 Mann, die uns und den Scherues den Weg zu den Ortuessen zeigen sollten. Also gingen wir noch weitere sieben Tage im Wasser bis an den Gürtel oder an das Knie. Dieses Wasser aber war so warm, als ob es bei dem Feuer gestanden hätte. Wir mußten es auch trinken, dieweil wir nichts anderes hatten. Man könnte aber vielleicht denken, dies wäre ein fließend Wasser gewesen. — Das war es aber nicht; sondern es hatte zur selbigen Zeit so sehr geregnet, daß das Land voller Wasser gewesen; denn es ist ein ebenes, plattes Land. Wir haben solches Wasser mit der Zeit wohl empfunden, wie ihr hernach hören werdet.

Danach kamen wir am neunten Tage zu den Flecken der Ortuessen zwischen zeh'n und elf Uhr mittags, und als es zwölf Uhr war, kamen wir endlich erst in den Flecken, wo das Haus des obersten Ortuessen war.

Es war aber gerade zu dieser Zeit ein großes Sterben unter den Ortuessen vor lauter Hunger, da sie nichts zu essen hatten; denn die Dufuß oder Heuschrecken hatten ihnen zweimal das Korn und die Frucht von den Bäumen bis zum Grunde abgefressen und verdorben. Als wir Christen solches vernahmen und sahen, erschrafen wir sehr und konnten nicht lange im Lande bleiben; denn wir hatten auch nicht viel zu essen. So fragte denn unser Hauptmann ihren Obersten nach den Amossenes. Da sagte dieser, wir würden einen Monat lang zu den Amossenes

zu reifen haben; zudem sei das ganze Land voller Wasser, wie es denn auch schließlich der Fall war.

Nun gab der Oberste der Ortueffen unserm Hauptmann vier Platten von Gold und vier Ringe von Silber, die man um die Arme tut. Aber diese Platten tragen die Indianer zur Zierde an der Stirn, so wie hierzulande große Herren echte Ketten um den Hals tragen. Für solche Stücke gab unser Hauptmann diesem obersten Indianer Hacken, Messer, Rosenkränze, Scheren und andere Geräte mehr, die man in Nürnberg macht. Wir hätten gerne mehr von ihnen begehrt, durften es aber nicht tun; denn es waren unser Christen zu wenig, mußten sie deshalb fürchten. Es waren aber sehr viele Indianer, so daß ich in ganz Indien keinen größeren Flecken und mehr Volks beieinander gesehen habe, und bin doch weit und breit gewesen.

Dieses Indianersterben und der Umstand, daß sie in solcher Menge vor Hunger umkamen, war gewißlich unser großes Glück; sonst wären die Christen vielleicht nicht mit dem Leben davongekommen. Alsdann zogen wir zurück zu den vorgenannten Sneberis und Scherues, denn wir Christen waren auch nur übel mit Proviant versehen, hatten nichts anderes zu essen als eine Knolle, Palmides genannt, und Cardes und andere wilde Wurzeln, die unter der Erde wachsen.

Als wir zu den Scherues kamen, war unser Volk todkrank, infolge des Wassers und der Entbehrungen, die wir auf dieser Reise durchgelitten haben. Denn wir sind 30 Tage und Nächte hintereinander im Wasser gewesen und haben dasselbe auch getrunken. So blieben wir dort

bei den Scherues, wo der König wohnt, vier Tage lang. Sie traktierten uns sehr wohl und warteten uns fleißig ab; und der König befahl seinen Untertanen, daß sie uns gäben, was wir nötig hätten.

So hatte unsereiner auf dieser Reise von den Indianern jeder für sein Teil ungefähr bis an die 200 Dukaten Wert erobert allein von den Mänteln aus indianischer Baumwolle und dem Silber, das wir heimlich und verborgen für Messer, Rosentränze, Scheren und Spiegel von ihnen erkaufte hatten.

11. Meuterei.

Nach alledem fuhren wir das Wasser wieder abwärts zu unserm obersten Hauptmanne Aluiso Capessa de Bacha. Nachdem wir zu den Schiffen gekommen waren, befahl er, Albernus Capessa de Bacha, wir sollten bei Leib und Leben nicht aus den Schiffen gehen. Und er kam selbst in persona und ließ sich unsern Hauptmann Ernando Rieffere gefangensetzen. Auch nahm er uns Kriegsleuten alles das, was wir aus dem Lande gebracht hatten, und war zulezt willens, unsern Hauptmann Ernando Rieffere an einen Baum hängen zu lassen.

Als wir, die wir noch in den Bergentin-Schiffen waren, solches vernahmen, machten wir mit andern guten Freunden, die wir am Lande hatten, einen Aufruhr wider besagten obersten Hauptmann Albernuso Capessa de Bacha und forderten, er solle darauf bedacht sein, unsern Hauptmann Ernando Rieffere ledig und freizulassen und auch

das, was er uns geraubt und genommen hätte, vollständig wieder zuzustellen — wo nicht, so wollten wir anders gegen ihn verfahren.

Als er, Albernufo Capessa de Bacha, solchen Aufruhr von uns sah und unsern Zorn merkte, war er froh, daß es nur soweit gekommen war, unsern Hauptmann ledig lassen zu müssen. Er stellte uns auch alles wieder zu, was er uns genommen hatte, und gab gute Worte, damit wir nur zufrieden blieben. Wie es ihm aber hernach ergangen, ist er wohl inne geworden. — Doch das folgt nachher.

Und als solches vollendet und wieder Friede war, ersuchte er unsern Hauptmann Ernando Rieffere und uns, wir sollten ihm doch Bericht von dem Lande erstatten und melden, wie es uns dort ergangen sei, und woran es gelegen hätte, daß wir so lange ausgeblieben seien. Wir gaben ihm darauf einen derartigen Bescheid, daß er wohl zufrieden war. Der alleinige Grund aber, so sagte er, daß er uns so empfangen hätte und unsern Hauptmann gefangen und uns das Unsere genommen hätte, sei der gewesen, daß wir seinen Befehl nicht befolgt hätten; denn er hätte uns nur befohlen, nicht weiter zu ziehen als zu den Scherues und von ihnen aus vier Tagereisen landeinwärts. Davon hätten wir ihm dann ausführlich Bericht erstatten und danach wieder umkehren sollen. So aber sind wir achtzehn Tagereisen weit von den besagten Scherues landeinwärts gezogen.

Nun aber wollte erwähneter oberster Hauptmann auf unsern Bericht hin mit allem Volk wieder ins Land ziehen, wo wir jetzt gewesen waren. Aber wir Kriegsleute wollten

nicht darin einwilligen; besonders nicht zu dieser Zeit, während das Land voll Wasser war. Anderseits war zudem auch der größte Teil des Volks sehr schwach und krank. — Deshalb hatte auch erwähnter Hauptmann Albernus Capessa de Bacha kein sonderliches Ansehen, noch große Gunst bei der Comune oder dem Kriegsvolke; denn er war ein Mann, der sein Lebtag kein richtiges Regiment [Disziplin], oder einige Gewalt gehabt hätte.

So blieben wir zwei Monate lang bei den vorgenannten Suruchakuiß. Indessen befiel dem obersten Hauptmann Albernuso Capessa de Bacha ein Fieber, so daß er sehr krank geworden ist. Es wäre gleichwohl nicht viel daran verloren gewesen, wenn er schon diesmal gestorben wäre; denn er hatte wahrlich nur ein kleines Lob bei uns.

In diesem Lande der Suruchakuiß habe ich keinen Indianer gesehen, der 40 oder 50 Jahre gewesen wäre; denn ich habe mein Lebtag kein ungesünderes Land gesehen. — Es liegt nämlich an einem Orte, wo die Sonne am höchsten steht. Die Krankheit aber ist dieselbe, wie auf Sannto Thome. Dort bei den Suruchakuiß habe ich den Wagenstern [Polarstern] gesehen. Diesen Stern nämlich hatten wir am Himmel aus dem Auge verloren, als wir die Insel St. Augo passierten, wovon man schon gehört hat.

Nun aber kommandierte er, unser oberster Hauptmann, in solcher seiner Krankheit 150 Christen und 2000 Cariosindianer ab und schickte sie mit vier Bergentin-Schiffen zu der vier Meilen entfernten Insel der Suruchakuiß und befahl ihnen, sie sollten diese Suruchakuißvölker alle tot-

schlagen und gefangen nehmen und besonders die Personen zwischen 40 und 50 Jahren umbringen. Wie uns aber besagte Sueruekuesis zuvor dort empfangen, habt ihr vorhin vernommen. Wie wir es ihnen aber jetzt lohnten und dankten, daran werde ich jetzt auch erinnern. Gott weiß, daß wir ihnen unrecht getan haben.

Als wir, harmlos scheinend, zu ihrem Flecken kamen, da kamen sie uns aus ihren Häusern mit ihren Waffen, Bogen und Pfeilen in friedlicher Weise entgegen. Es erhob sich aber bald ein Lärm zwischen den Carios und den Suruchakuiß. Darauf ließen wir Christen unsere Büchsen losgehen und brachten sehr viel um, fingen auch bis an die 2000, Mannsbilder, Weiber, Buben und Mägdlein, verbrannten danach ihren Flecken und nahmen alles das, was sie hatten. Man mag nun ermessen, wie es auf einer solchen Kirchweih zugehen mag.

Danach kehrten wir wieder um zu unserm Hauptmann Albernus Capessa de Bacha, der war sehr zufrieden mit dieser That.

Da nun unser Volk zum größten Teil schwach und unwillig über den obersten Hauptmann war, konnte er deshalb nicht viel mit ihnen ausrichten. So befahl er dann, die Schiffe zuzurichten; und wir fuhren darauf sämtlich den Fluß Paraboe hinab und kamen zu der Stadt Nostra Signora de Sunsion, wo wir die andern Christen gelassen hatten.

Dort erkrankte unser oberster Hauptmann am Fieber und blieb vierzehn Tage in seinem Hause. Es geschah dies jedoch mehr aus Arglist und Hoffart, als aus Schwachheit, daß er dem Volke nicht gut zusprach, sondern

sich vielmehr gegen dasselbe ungebührlich betrug. — Denn ein Herr oder Hauptmann, der ein Land regieren will, soll allzeit guten Bescheid geben, dem Geringsten sowohl wie den Höchsten und sich sanftmütig gegen jedermann erzeigen. Item, wenn er als weiser und klüger als die andern, denen er gebietet, geachtet und dafür gehalten sein will, so stehet es ihm wohl an, daß er sich auch dementsprechend hält und zeigt; denn es ist sehr übel und schändlich, daß einer an Ehren zunimmt, ohne auf weitere Ausbildung seiner Fähigkeiten bedacht zu sein. Es soll sich auch keiner wegen seines hohen Amtes aufblasen und andere dadurch verachten, wie der ruhmredige und stolze Traso im Terenz. Denn ein jeder Hauptmann ist seiner Landleute wegen bestellt und nicht die Kriegsleute des Hauptmanns wegen aufgenommen.

Da ist aber kein Respekt der Person gewesen; sondern dieser unser Hauptmann wollte in allen Dingen nach seinem stolzen und hoffärtigen Kopfe gehen.

Darauf hielten die ganze Comune, edel und unedel, einen Rat und eine Versammlung und beschloßen, diesen obersten Hauptmann Albernuso Capessa de Bacha gefangen zu setzen und ihn seiner Kaiserlichen Majestät zuzuschicken und seiner Kaiserlichen Majestät alle seine schönen Eigenschaften anzuzeigen und ihr zu melden, wie er sich uns gegenüber verhalten hätte, und was für ein Regiment er nach seinem Gutdünken geführt habe, samt andern Ur-sachen mehr.

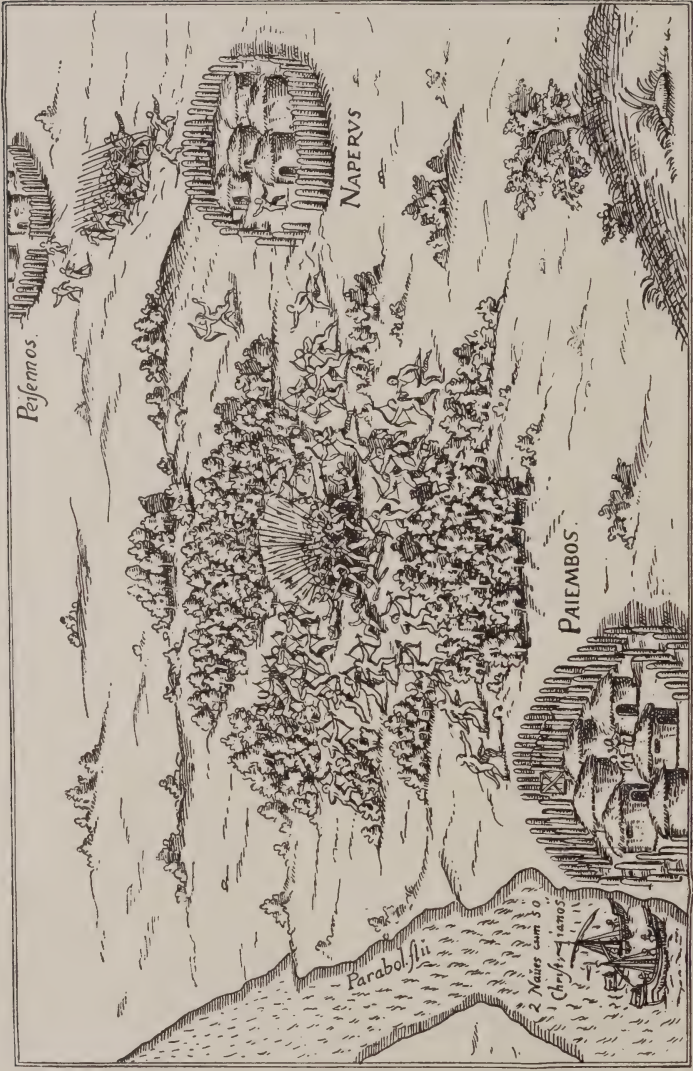
Darauf wagten es, dem Kontrakte gemäß, folgende vier Herren, die als Rentmeister, Mautner [Warenzoll-einnehmer] und Sekretarius von Kaiserlichen Majestät



Lampere.

PARABOL: FLYS.

Die Spanier belagern die Stadt Lampere.



Tod der Christen in Rämpfen mit den Paiembos und Naperus.

bestellt waren, und deren Namen lauten: Aluiso Gabrero, Ton Francisco Manthossa, Garzo Nannego, Pfielogo de Gastro; und sie nahmen 200 Soldaten oder Landsknechte zu sich und fingen den Albernus Capessa de Bacha, unsern obersten Hauptmann, als er sich dessen nicht versah. Und dies ist am St. Marxentage [Marcus, 25. April] anno 1553 geschehen. Sie hielten erwähnten Albernus Capessa de Bacha ein ganzes Jahr im Gefängnis, bis man ein Schiff, das Carabella hieß, zurüstete, mit Proviant und Schiffskleuten versah, und was sie sonst auf dem Meere benötigten, auf welchem man dann den oft genannten Albernuso Capessa de Bacha samt zwei andern Herren von Kaiserlicher Majestät wegen nach Spanien geschickt hat.

12. Aufstand der Carios.

Wir mußten uns hierauf einen andern erwählen, der das Land gubernieren und regieren sollte, solange, bis seine Kaiserliche Majestät selbst Einen dazu verordnet hätte. — Und es dünkte uns demnach für gut nach dem Willen und der Meinung der Comune, den Marthin Domenigo Enolla als Obersten zu erwählen, der vormals auch als Verwalter das Land regiert hatte. Dies taten wir ganz besonders, weil das Kriegsvolk gut mit ihm daran und der größte Teil des Volks mit ihm zufrieden war. Gleichwohl sind etliche darunter gewesen, die die Freunde des mehrfach genannten gewesenen obersten Hauptmanns Albernus Capessa de Bacha waren. Denen hat dieser

Marthin Domenigo Enolla nicht sonderlich gefallen. Doch wir fragten nicht viel danach.

Zu dieser Zeit bin ich sehr schwach und an der Wassersucht erkrankt gewesen, welche ich samt meinen Gesellen bei den Ortueffen bekommen hatte, wo wir, wie erwähnt, solange im Wasser gegangen sind und so große Entbeh- rungen erduldet haben. Das haben wir diesmal wohl empfunden; denn unser 80 sind krank gewesen und nicht mehr als 30 Mann mit dem Leben davongekommen. Und als nun Albernuso Capessa de Bacha nach Spanien geschickt worden war, da gerieten wir Christen selbst untereinander in Unfrieden, so daß einer dem andern nichts Gutes gönnte. Infolgedessen stritten wir Tag und Nacht miteinander, daß wohl der Teufel zur selbigen Zeit unter uns regiert hat und keiner vor dem andern sicher ge- wesen ist.

Solchen Krieg führten wir zwei ganze Jahre lang selbst untereinander wegen Albernuso Capessa de Bachas.

Und als nun die Carios, die unsere Freunde gewesen waren, merkten, daß wir Christen selbst untereinander uneins, untreu und gegeneinander wohl gerüstet waren, ließen sie sich nichts sonderlich von uns gefallen, sondern dachten, ein jedes Reich, das in sich selber zerteilt und uneins ist, das wird zerstört. Sie machten deshalb unter sich einen Kontrakt und Anschlag und hielten eine Ver- sammlung ab und beschlossen, sie wollten uns Christen totschlagen und aus dem Lande vertreiben. Aber Gott, der Allmächtige (ihm sei dafür Lob immer und ewiglich), er vergönnte es diesen Carios nicht, daß ihre Meinung und ihr Rat zur Ausführung kam. Aber das ganze

Land der Carios und andere Nationen mehr, auch die Angaiß, waren so wider uns Christen im Aufruhr.

Als wir solches vernommen, mußten wir Christen Frieden untereinander machen. Wir stellten auch den Frieden mit zwei andern Nationen her: Die ersten heißen Geberus und die andern die Batatheis — beide waren an die 5000 Mann stark —, haben nur Fisch und Fleisch zu essen; es sind tapfere Leute und geeignet zu Wasser und zu Lande zu streiten, besonders aber zu Lande.

Ihre Waffen sind Tarden, so lang wie halbe Spieße, aber nicht so dick, und vorn dran haben sie ein Harpalt [hergeleitet von Hellebarde] oder Spitze von einem Feuerstein gemacht. Item haben sie auch einen Prügel unter dem Gürtel, der ist vier Spannen lang und vorn dran ein Kolben. Item hat jeder dieser indianischen Kriegerleute 10 oder 12 Hölzlein, oder soviel einer sonst will; diese sind so lang wie eine gute Spanne und vorn dran eine Spitze. Diese ist aus dem breiten und langen Zahn eines Fisches verfertigt, der auf spanisch Bolmeda heißt und einer Schleie gleichsieht. Dieser Zahn schneidet wie ein Scheermesser. Nun sollt ihr aber auch verstehen, was sie mit diesem Zahne tun, oder wozu sie ihn gebrauchen:

Zuerst streiten sie mit den oben erwähnten Tardes; und ereignet es sich, daß sie ihren Feind überwinden und dieser sich zur Flucht wenden will, so lassen sie die Tardes und laufen ihrem Feinde nach; alsdann werfen sie den Prügel dem Feinde unter die Füße, daß er zu Boden fallen muß. Darauf sind sie gleich zur Stelle, haben nicht weiter acht, ob der Getroffene noch halb lebendig oder schon ganz tot ist, sondern schneiden ihm von Stund an

mit besagtem Fischzahn den Kopf ab. — Solches Abschneiden machen sie so geschwind, wie sich einer etwa aufs Schnellste umzukehren oder umzuwenden vermag. Danach stecken sie den bewußten Zahn unter den Gürtel, oder was sie sonst umhaben.

Nun merkt aber auf, was sie mit dem Menschenkopfe weiter machen und wozu sie ihn brauchen: Nämlich, wenn sich die Gelegenheit nach einem solchen Scharmüchel bietet, so nehmen sie diese Männerköpfe und ziehen die Haut mit samt den Haaren über die Ohren herab; alsdann nehmen sie die Haut samt dem Haar und heben sie auf und lassen sie dörre werden und befestigen sie an eine Stange und stecken sie vor ihre Häuser oder Wohnungen zur Erinnerung, wie hierzulande die Ritter oder Hauptmänner. Nur haben diese statt dessen ein Fähnlein: das stecken sie in die Kirche.

Nun will ich aber wieder auf die Hauptsache kommen und von diesen Dingen in aller Kürze reden! — Diese Kriegerleute, die Geberus und Batatheis, kamen an die 1000 streitbare Mann zu uns. Damit waren wir sehr wohl zufrieden, zogen danach aus der Stadt Nostra Signora de Sunzion mit unserm schon erwähnten Hauptmann, 350 Christen und diesen 1000 Indianern. Somit hatte ein jeder Christ drei Mann, die ihm aufwarteten, die uns unser Hauptmann zugesellt und zugeordnet hatte. Und wir kamen danach ungefähr drei Meilen weit, wo dann unsere Feinde im Felde lagen, an die 15 000 Mann Carios — und diese hatten sich schon zur Schlacht geordnet. Als wir nun auf eine halbe Meile an sie herangefommen waren, wollten wir ihnen am selbigen Tage

noch nichts thun; denn wir waren sehr ermüdet, und es regnete auch. — Deshalb hielten wir uns im Gehölze auf, wo wir die Nacht gelegen.

Und den andern Tag um sechs Uhr zogen wir aus, ihnen entgegen, und kamen um sieben Uhr zu ihnen, den feindlichen Carios. Und wir schlugen aufeinander ein bis gegen zehn Uhr. Dann mußten sie fliehen und eilten zu einem Flecken, der ungefähr vier Meilen entfernt war. Den hatten sie stark befestigt und er hieß Froendiere. — Ihr oberster Indianer aber war Machkaria genannt. In solchem Scharmüßel blieben auf der Seite der Feinde bald 2000 Mann tot, die von uns erlegt waren, und deren Köpfe dann die Geberus getragen haben. Auf unserer Seite gingen an Christen 10 Mann zugrunde, von den Geberus und Batatheis bis an die 40 Mann, ohne die, welche von den Feinden Schaden erlitten haben, und die wir wieder nach Nostra Signora de Sunfion schickten. Wir aber liefen unsern Feinden mit unserm Haufen bis zu ihrem Flecken Froendiere nach, wo Machkaria, der Oberste der Carios, war.

Die Carios aber hatten diesen ihren Flecken mit drei Palisaden von Holz umgeben wie eine Mauer: Diese Hölzer waren so dick wie ein Mann in der Weiche oder dider. Und von der Erde sind sie drei Klafter hoch, und einen Mann tief in die Erde geschlagen. Item haben sie auch Gruben und in jede derselben fünf oder sechs wie eine Nadel zugespitzte kleine Zaunsteden geschlagen.

Nun war dieser ihr Flecken also sehr stark und so viel Volks darinnen und streitbare Männer, daß man es nicht

beschreiben kann. Wir lagen so drei Tage davor, ohne daß wir ihm etwas tun oder abgewinnen konnten. — Doch schließlich erleuchtete Gott, der Allmächtige, durch seine göttliche Gnade unsern Sinn, so daß wir uns seiner haben bemächtigen können. Wir machten nämlich alsbald eine große Rpdelle [Rundschild] oder Babessen [Langschild] von Hirschhaut und von der Haut des Annthe. Dieses ist ein großes Tier wie ein guter Maulesel, ist grau, hat Füße wie eine Kuh; aber sonst sieht er allenthalben einem Esel gleich. Er ist auch gut zum Essen und es gibt sehr viele davon im Lande. Diese Haut ist so dick wie ein halber Finger. Solche Babessen gaben wir einem jeden Geberusindianer, und gleichzeitig gab man einem andern Indianer ein gutes Beil. Auch gesellte man je zwei Indianern einen Büchschützen zu. Von diesen Babessen aber waren an die 400 zugerichtet worden.

Hierauf griffen wir wieder den Fleden der Feinde an drei Orten zugleich an zwischen zwei und drei Uhr am Tage — und ehe drei Stunden um waren, waren die drei Palisaden schon zerstört und gewonnen. Danach drangen wir mit allem Volke in den Fleden und schlugen viel Volks tot: Mann, Weib und Kind.

Doch der größte Teil des Volkes kam davon; denn er war nach einem andern Fleden namens Kharaieba geflohen, der 20 Meilen von diesem Fleden Froendiere entfernt war. Diesen Fleden befestigten sie auch sehr stark, und es war dort eine große Menge Volks von diesen Carios beisammen. Auch hatte man diesen Fleden sehr stark neben einem großen Walde befestigt, damit nämlich die Carios den Wald als Schutz haben mochten, wenn

es sich ereignen sollte, daß wir Christen diesen Fleden auch gewannen. Davon werdet ihr hernach hören.

Als wir Christen nun um die fünfte Abendstunde mit unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla und den eben genannten Geberus und Batatheis, den Feinden der Carios, zu diesem Fleden Kharaieba gekommen waren, fingen wir an, unser Lager auf drei Theilen des Fledens aufzuschlagen. Auch ließen wir einen verborgenen Haufen im Walde. Zur Nacht aber kamen uns von der Stadt Nostra Signora de Sunzion auch noch 200 Christen und 560 Geberus und Batatheis zur Hilfe. Denn es war uns Christen und Indianern an oben erwähntem Fleden viel Volks verwundet worden, das wir hatten zurückschicken müssen. So kam also dieses frische Volk als Verstärkung zu uns, so daß die Unseren 450 Christen und 1300 Geberus und Batatheis waren.

Nun aber haben unsere Feinde diesen ihren Fleden Kharaieba so stark und fest gemacht, wie er zuvor kaum gewesen, mittelst Palisaden und vielen Schanzgräben nämlich. Item haben sie auch Bloßhäuser zugerichtet, die wie Rattenfallen gemacht waren. Wenn diese, wie sie beabsichtigten, gefallen wären, so hätten sie bis 20 oder 30 Mann erschlagen. Und es waren sehr viele dieser Art bei diesem ihren Fleden gemacht. Aber Gott, der Allmächtige, wollte es nicht haben. Dem sei Lob und Dank gesagt! Vor diesem ihren Fleden Kharaieba lagen wir vier Tage, ohne daß wir ihn gewinnen konnten — und schließlich gewannen wir ihn nur durch Verrätherei, die es in aller Welt gibt.

Da kam nämlich nächtlicher Weile in unser Lager zum

Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla einer von den feindlichen Cariosindianern, der ein Oberster der Carios gewesen ist, und dem der Flecken gehört. Dieser bat, wir sollten seinen Flecken nicht verbrennen und verheeren, er wollte uns zum Danke dafür auch anzeigen und angeben, auf welche Manier der Flecken zu gewinnen sei. Da verhiess ihm unser Hauptmann, er wolle ihm nichts tun lassen. Darauf zeigte uns der Verräter zwei Wege im Walde, auf denen wir in den Flecken kommen konnten. Er wolle alsdann im besagten Flecken Feuer anzünden; währenddessen sollten wir hineinwischen. Solches alles ist ordnungsgemäß geschehen und von uns Christen viel Volks in diesem Flecken erlegt und umgebracht worden. Und diejenigen, die flüchteten, liefen ihren Feinden, den Geberus, in die Hände. Davon haben diese den größten Teil umgebracht und totgeschlagen. Ihre Weiber und Kinder aber hatten sie, die Carios, diesmal nicht bei sich, sondern vier Meilen Wegs davon in einem großen Walde verborgen.

Das Volk aber, das von diesen Carios noch in diesem Scharmüzel davongekommen, floh zu einem andern Indianerhauptide, der hieß Dabere. Und der Flecken heißt Suberich Sabne; der liegt 140 Meilen von diesem Flecken Kharaieba entfernt. Dorthin konnten wir ihnen nicht mehr nachheilen oder reisen; denn es war unterwegs alles verheert und verwüstet, damit wir nichts zu essen fänden. So blieben wir statt dessen 14 Tage lang in diesem Flecken Kharaieba, unterhielten diejenigen, die wund waren, und ruhten uns die Zeit über aus. Alsdann zogen wir wieder zu unserer Stadt Nostra Signora de

Sunſion, damit wir den Fluß aufwärts fahren könnten, um den eben erwähnten Flecken Tuberich Sabne zu ſuchen, wo der Häuptling der Dabere wohnt.

Als wir nun zu unſerer Stadt Noſtra Signora de Sunſion kamen, blieben wir dort auch 14 Tage, um uns für die Reiſe mit allerlei Gepäc und Proviant zu rüſten. Auch nahm unſer Hauptmann wieder viel friſches Volk von Chriſten und Indianern an; denn viele hatten Schaden gelitten und waren krank geworden. Dann zogen wir den Fluß Paraboe aufwärts mit neuen Bergentin-Schiffen und 200 Rähnen zu unſern Feinden, den Tuberich Sabne. Unſere Streitmacht aber beſtand aus 400 Chriſten und 1500 Indianern vom Stamme der Geberus. Von der Stadt Noſtra Signora de Sunſion aber ſind es 46 Meilen bis zu den Tuberich Sabne, wohin denn unſere Feinde, die Kharaiaba, geflohen ſind.

An dieſem Tage kam auch der Häuptling der Carios, deſſen wir vorhin gedacht haben, der uns verraten hatte, und brachte 1000 Carios mit ſich wider den bewußten Dabere.

Als nun unſer Hauptmann dieſes Volk alles zu Lande und zu Waſſer beieinander hatte und zwei Meilen von den feindlichen Tuberich Sabne ſtand, da ſchickte unſer Hauptmann Marthin Domenigo Enolla zwei der Carios-Indianer zu ihren Feinden zu ihrem Flecken und ließ ihnen anzeigen, die Chriſten wären wieder da, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten wieder in ihr Land ziehen, ein jeder zu ſeinem Weib und Kind, und ſollten den Chriſten untertan ſein und ihnen wieder dienen, wie ſie es zuvor auch getan hätten — wenn nicht, ſo wollten ſie, die Chriſten,

alle aus dem Lande vertreiben. Da antwortete ihnen der Oberste der Carios, der Dabere, sie sollten dem Christenhauptmanne anzeigen, sie, die Christen, könnten ihnen nicht nach, und er solle nur kommen, sie wollten uns Christen mit Qualen totwerfen. — Auch schlugen sie unsere zwei Indianer sehr arg mit Stöcken und sagten zu ihnen, sie sollten sich nur recht bald aus dem Lande packen, oder sie wollten sie gar totschlagen.

Als nun diese zwei Gesandten zu unserm Hauptmann zurückkamen und ihm diese Botschaft brachten und berichteten, wie es ihnen ergangen, da brach unser Hauptmann Marthin Domenigo Eyolla von Stund an mit uns auf, und wir zogen wider unsere Feinde Dabere und die Carios, trafen danach unsere Vorbereitung zur Schlacht und theilten das Volk in vier Theile.

Da kamen wir zu einem Flusse, der heißt auf indianisch Schueschieu; der ist breit wie hierzulande die Donau — einen halben Mann tief, oder an etlichen Orten auch tiefer. Aber dieser Fluß wird manchmal sehr groß und tut viel Schaden im Lande, so daß man dann nicht über Land reisen kann.

Und als wir dieses Wasser passieren mußten, hatten die Feinde auf der andern Seite ihr Lager aufgeschlagen, leisteten uns großen Widerstand und fügten uns Schaden zu beim Passieren, so daß ich glaube, wenn wir diesmal ohne Büchsen gewesen wären (die Gnade Gottes vorausgesetzt), so wäre keiner von uns mit dem Leben davongekommen. So aber erwies uns Gott, der Allmächtige, seine Gnade, so daß wir durch seinen göttlichen Segen das Wasser passierten und ans Land kamen. Als das die

Feinde sahen, flohen sie von Stund an zu ihrem Flecken, der eine halbe Meile vom Wasser entfernt lag. Als wir das sahen, eilten wir ihnen mit all unserm Volke nach und kamen ebensoschnell zum Flecken wie sie. Und wir belagerten diesen, daß man weder aus noch ein konnte, und rüsteten uns von Stund an mit unsern Pabessen und Beilen, wie ihr zuvor gehört. Also lagen wir vor besagtem Flecken nicht länger als vom Morgen bis zur Nacht. Da erwies uns Gott, der Allmächtige, Gnade, so daß wir sie überwältigten und ihrer Herr wurden. Wir nahmen den Flecken ein und erschlugen viel Volks. Ehe wir angriffen, befahl uns jedoch der Hauptmann, wir sollten weder Weib noch Kind umbringen, sondern diese gefangen nehmen. Das haben wir auch getan und sind seinem Befehle nachgekommen. Die Männer aber, die wir erlangen konnten, haben alle sterben müssen; dennoch entkamen viele von ihnen. So brachten uns also die uns befreundeten Geberus an 1000 Köpfe von unsern Feinden, den Carios.

Nachdem sich nun dies alles zugetragen hatte, kamen diejenigen Carios, die davongekommen, mit samt ihrem Häuptling Dabere und andern Häuptlingen und baten unsern Hauptmann um Gnade, damit ihnen ihr Weib und Kind wieder zugestellt würde — sie wollten dann auch wieder gut Freund sein wie zuvor und mit untertänigem Fleiße dienen. Unser Hauptmann sagte ihnen Gnade zu und nahm sie in Gnaden wieder auf. Danach sind sie auch gute Freunde gewesen, bis ich das Land verlassen habe.

Underthalb Jahr hat dieser Krieg mit den Carios

gewährt, so daß wir diese Zeitlang keinen Frieden mit ihnen gehabt haben und vor ihnen nicht sicher gewesen sind. Dieser Angriff und Krieg mit den Carios hat in dem Jahre 1546 stattgefunden.

13. Trala sucht nach Gold.

Danach fuhren wir wieder nach der Stadt Nostra Signora de Sunzion und blieben dort in dieser Stadt zwei ganze Jahre. Als aber in dieser Zeit kein Schiff und keine Post aus Spanien ankam, ließ unser Hauptmann Marthin Domenigo Enolla dem Volke vorstellen, er wolle, wenn es sie gutdünkte, mit etlichem Volke in das Land ziehen und sehen, ob Gold und Silber vorhanden wäre. Darauf antwortete ihm das Volk, er solle in Gottes Namen nur ziehen. So ließ er denn 350 Mann von den Spaniern zusammenrufen und fragte sie, ob sie mit ihm ziehen wollten? Er wolle sie dann mit allem Nötigen für diese Reise versehen, Indianern, Rossen oder Kleidern. Da erboten sie sich ganz willig, mit ihm zu ziehen. Danach ließ er auch die Obersten der Carios zusammenrufen und ihnen sagen, ob sie mit einer Streitmacht von 2000 Mann mit ihm ziehen wollten. Da zeigten sie sich ganz willig und gehorsam, mit ihm zu ziehen.

Auf solche gute und freundliche Einwilligung beider Parteien hin machte sich besagter oberster Hauptmann Marthin Domenigo Enolla bald zwei Monate danach auf und fuhr mit diesem Volke aus anno 1548 den Fluß Paraboe aufwärts mit sieben Bergentin-Schiffen und mit

200 Rähnen. Das Volk aber, das nicht in den Schiffen oder in den Rähnen unterkommen konnte, ging zu Fuß mit den 130 Pferden über Land.

Und als wir zu Land und zu Wasser alle bei einem hohen Berge, St. Ferdinand geheißten, zusammengekommen waren, wo die vorhin erwähnten Piembais wohnen, da schickte unser Hauptmann die fünf Bergentin-Schiffe und die Rähne wieder nach der Stadt Nostra Signora de Sunjion zurück. Die andern zwei Bergentin-Schiffe aber ließ er dort bei St. Ferdinand zurück mit 50 Spaniern. — Denen ordnete er einen Hauptmann zu, der hieß Petter Dieß — verschaffte ihm auch Proviant auf zwei Jahre, und was sie sonst noch bedurften, und hieß sie dort warten, bis er wieder aus dem Lande zurückkäme. Auf daß es ihm und seinem Volke nicht ebenso erginge, wie es dem guten Herrn Joann Enolla und seinen Mitgesellen ergangen war, die die Piembais so schrecklich umgebracht haben, wovon ihr schon gehört habt — Gott sei ihnen allen gnädig!

Danach zog unser Hauptmann mit 300 Christen und 130 Pferden und 3000 Carios fort, ungefähr acht Tage lang, ohne daß wir eine Nation fanden. Am neunten Tage aber fanden wir eine, die hießen die Naperus. Diese haben nichts anderes zu essen als Fisch und Fleisch. Es ist ein langes und starkes Volk. Ihre Weiber gehen mit bedeckter Scham, sind aber nicht scheu.

Von besagtem Berge St. Ferdinand bis hierher sind es 38 Meilen. Wir blieben über Nacht da und zogen dann sieben Tagereisen weit fort und kamen zu einer Nation, Maieaieß geheißten.

Es ist dies eine große Menge Volks. Ihre Untertanen müssen für sie jagen und fischen, und tun, was ihnen befohlen wird — gerade so wie hierzulande die Bauern einem Edelmanne unterworfen sind.

Diese Nation hat großen Vorrat von türkisch Korn, mehltreichen Wurzeln und andern Gewächsen mehr, die als eßbare Speise dienen. Item haben sie auch Hirsche, indianische Schafe, Straußen, Enten, Gänse, Hühner und anderes Geflügel. Auch stehen die Wälder voller Honig, woraus man Wein macht, und den man auch sonst zu allerlei Nötigem verwendet. Je weiter man ins Land kommt, desto fruchtbarer findet man es. Item haben sie das ganze Jahr hindurch türkisches Korn auf dem Felde und andere schon genannte Gewächse. Die Schafe aber, die sie hier als Haustier und in wildem Zustande haben, gebrauchen sie zum Fahren und Reiten, wie man hier die Rosse verwendet. Ich bin selber einmal auf einer Reise weiter als 40 Meilen mit auf einem Schafe geritten, als ich nämlich an einem Fuße krank war. In Peru aber transportiert man damit die Güter wie auf den Saumrossen.

Diese Maieaieß sind lange und streitbare Leute, die alle ihren Fleiß auf den Krieg verwenden. Ihre Weiber sind schön und an der Scham bedeckt. Sie arbeiten nicht auf dem Felde; sondern der Mann muß alle Nahrung suchen. Auch im Hause tun sie nichts anderes, als daß sie Baumwolle spinnen und wirken. Auch machen sie das Essen, und was dem Manne und andern guten Gesellen mehr von ihnen beliebt, der sie darum bittet. Davon nichts weiter zu schreiben ist. Wer es sehen will, der ziehe



In Peru transportiert man die Güter wie auf den Saumrossen.
Nach de Brh. Anfang des 17. Jahrhunderts.

hin. Und wenn er's sonst nicht glauben will, so wird er's doch so finden.

Als wir bis auf eine halbe Meile Wegs zu dieser Nation gekommen waren, kamen sie uns auf diesem Wege entgegengezogen. Dort war ein kleines Fledlein. Da sagten sie unserm Hauptmann, wir sollten die Nacht im besagten Fledlein ausruhen, und sie wollten uns alles bringen, dessen wir nötig bedurften.

Aber alles das taten sie aus Schalkheit; und um uns noch sicherer zu machen, schenkten sie unserm Hauptmanne vier silberne Kronen, die man auf den Kopf setzt. Auch gaben sie ihm sechs silberne Platten, wovon jede $1\frac{1}{2}$ Spanne lang gewesen ist und eine halbe Spanne breit. Solche Platten binden sie an die Stirn zum Vergnügen und zur Zierde, wie ihr auch oben gehört habt. Stem schenkten sie unserm Hauptmanne drei schöne Wegen oder Frauen, die nicht alt waren. Als wir nun in diesem Fledlein geruht und gegessen hatten, legte sich jeder Mann zur Ruhe und zum Schlafen; aber zuvor, ehe man sich schlafen legte, teilte man doch die Wachen ein, damit das Volk vor den Feinden geborgen sei. Als nun die Wachen gestellt waren, und alles Volk sich zur Ruhe gelegt hatte, um Mitternacht, da hatte unser Hauptmann seine drei Wegen verloren. Deswegen gab es einen großen Tumult im Lager.

Sobald nun der Morgen anbrach, ließ unser Hauptmann die Trommel umschlagen und befahl, daß sich ein jeder bei seinem Quartiere mit seinen Waffen finden lassen sollte. Da kamen die erwähnten Maieaieß in der Stärke von ungefähr 20 000 Mann und wollten uns überfallen.



Die Tiembus überfallen die Spanier in Buena-Esperanza (Corpus Christi).



Schiffbruch Schmidels vor der La-Plata-Mündung.

Aber sie gewannen nicht viel an uns; sondern es blieben in diesem Scharmüchel an die 1000 Mann von ihrem Volke zurück, darauf flohen sie davon, und wir eilten ihnen nach in ihren Flecken; aber wir fanden nichts, weder Weib noch Kind, darin.

Da gab unser Hauptmann seine Befehle und nahm 150 Büchschützen und 2500 Cariosindianer, und wir zogen den Maieaieß drei Tage und zwei Nächte hintereinander gar eilig nach, ohne zu rasten, außer daß wir zu Mittag aßen und nachts vier oder fünf Stunden ruhten. Also fanden wir am dritten Tage die Maieaieß beieinander, Mann, Weib und Kind in einem Walde. Aber sie waren nicht die richtigen Maieaieß, sondern ihre Freunde. Die hatten gar kein Arg, daß wir kommen würden. — Also mußte es der Unschuldige für den Schuldigen entgelten. Denn als wir zu den Maieaieß kamen, schlugen wir tot und nahmen gefangen — Mann, Weib und Kind — bis an die 3000 Personen. — Und wenn es Tag gewesen wäre, statt Nacht, so wäre keiner von ihnen davongekommen; denn es war sehr viel Volks beieinander auf einem Berge, auf dem ein großes Gehölz war. Ich gewann in diesem Scharmüchel mehr denn 19 Personen, Männer und Weiber, die noch ziemlich jung waren. Ich bin nämlich allzeit mehr auf die jungen als auf die alten Leute bedacht gewesen. Auch gewann ich indianische Mäntel und andere Sachen mehr, die ich als meine Beute bekommen habe. Darauf zogen wir wieder zu unserm Lager; da blieben wir acht Tage; denn es gab dort gute Unterhaltung aller Art. Zu dieser Nation, den Maieaieß, ist es aber von St. Ferdinand, wo wir die Schiffe gelassen haben, 70 Meilen Wegs.

Hierauf zogen wir wieder zu einer andern Nation, Zhennte geheißten. Diese sind Vasallen oder Untertanen der vorhin erwähnten Maieaiek, wie hierzulande die Bauern ihren Herrn untertan sind. — Wir fanden auf diesem Wege viele bebaute Felder mit türkischem Korn, Kräutern und andern Früchten mehr, so daß man das ganze Jahr über Speise auf dem Felde hat. Wenn man eine Frucht einbringt, so ist es mit den andern schon wieder an der Zeit; und wenn man diese auch eingebracht hat, so wird schon eine andere Sorte wieder in die Erde gesät. Somit hat man jederzeit im Jahre neue Speise im Felde und in den Häusern. So kamen wir zu einem kleinen Flecken, der den Zhennte gehört. Und wie sie uns sahen, flohen sie alle davon. Wir aber blieben zwei Tage dort und fanden in diesem Flecken, der vier Meilen von den Maieaiek entfernt ist, übergenug zu essen. Alsdann zogen wir in sechs Tagen zu einer sechs Meilen entfernten Nation, die Thohannes geheißten. — Dort fanden wir zwar kein Volk, aber genügend zu essen. — Dies Volk ist auch den Maieaiek untertan.

Von dort zogen wir sechs Tage lang weiter, ohne daß wir ein Volk auf dem Wege fanden. Und am siebenten Tage kamen wir zu einer Nation, Panhonos geheißten. Da war viel Volks beieinander. Ihr Häuptling kam uns friedlich entgegen mit vielem Volke. Dieser bat unsern Hauptmann, wir sollten nicht in ihren Flecken einziehen, sondern sollten am selben Orte draußen bleiben. Aber unser Hauptmann und wir wollten nicht darein einwilligen, sondern zogen stracks in ihren Flecken, ob es ihnen lieb oder leid sein mochte. Dort hatten wir gut und sehr

reichlich zu essen an Fleisch, Hühnern, Gänsen, Hirschen, Schafen, Straußen, Papageien und Kaninchen. Doch lassen wir es nun genug sein mit der Aufzählung von andern Gewächsen und Früchten, wovon es im Überfluß im Lande gab. — Wasser aber gab es nicht viel, und Silber und Gold gar nicht. Wir fragten auch nicht danach wegen der andern Nationen, die im Innern wohnen, damit dieselben nicht fliehen sollten.

Bei diesen Panhonos blieben wir drei Tage lang. Da befragte sich unser Hauptmann bei ihnen, wie das Land beschaffen wäre. Es ist aber von ihnen zu den Thohannes 24 Meilen Wegs — und wir zogen von dort fort und nahmen einen Dolmetscher der Panhonos mit uns, der uns den Weg wies, damit wir Wasser zu trinken hätten; denn es herrschte in diesem Lande großer Mangel an Wasser. So kamen wir bis auf vier Meilen zu einer Nation, die Maieshonos heißen. Da blieben wir einen Tag und nahmen von diesen wiederum einen Dolmetscher, um uns den Weg zeigen zu lassen. Diese Maieshonos waren willig und gaben uns, wessen wir bedurften. Danach zogen wir acht Meilen und kamen zu einer Nation, die Morronnos heißen. Es ist dies eine große Menge Volks. Sie empfingen uns sehr wohl. Wir blieben zwei Tage lang bei ihnen und zogen Erkundigungen über das Land ein. Wir nahmen auch wieder einen Dolmetscher, um uns den Weg weisen zu lassen. Alsdann zogen wir vier Meilen zu einer kleinen Nation, die Perronos heißen. Diese haben nicht viel zu essen. Sie ist drei- oder viertausend Mann stark — wir blieben einen Tag bei ihnen.

Von dort zogen wir zwölf Meilen zu einer Nation, die Simennos genannt — es ist dort eine große Menge Volks beieinander. Ihr Flecken liegt auf einem hohen Berge, und dieser ist mit einer Dornenhecke wie mit einer Mauer umgeben. Sie empfingen uns mit ihren Bogen und Pfeilen und gaben uns Lardes zu kosten. Aber es währte nicht lange mit ihnen — sie mußten den Flecken bald verlassen. Aber zuvor verbrannten sie ihn selbst. Wir fanden aber doch noch genug zu essen auf den Feldern, blieben drei Tage da und suchten in den Wäldern und auf dem Felde nach den Simennos, konnten sie aber nicht finden. Von dort zogen wir vier Tage lang 24 Meilen und kamen zu einer Nation, namens Borkenes. Diese hatten keine Ahnung, daß wir zu ihnen kamen. — Sondern als wir gar schon an ihren Flecken kamen, da begannen sie erst zu fliehen, aber sie konnten uns nicht entfliehen. Nun begehrtten wir von ihnen zu essen. Da brachten sie uns Hühner, Gänse, Strauße, Schafe und Hirsche, auch wessen wir sonst noch bedurften. Damit sind wir sehr zufrieden gewesen, blieben vier Tage bei ihnen und erkundeten das Land.

14. Heuschrecken-, Wasser- und Kriegsnöte.

Wir zogen darauf drei Tage lang zwölf Meilen zu einer Nation, die heißen Leichonos. Diese hatten nicht viel zu essen; denn die Heuschrecken oder Duchku hatten ihnen die Frucht abgefressen. Dort lagen wir nicht länger als über Nacht, und zogen von dannen vier Tagereisen weit, 20 Meilen, zu einer Nation, Karchkonos geheißten. Bei

diesen waren die Heuschrecken auch gewesen, hatten aber nicht so viel Schaden angerichtet wie an andern Orten. So blieben wir nur einen Tag bei ihnen und erkundeten das Land. Sie sagten aber, wir würden auf 30 Meilen kein Wasser finden, bis auf eine Nation, die Sneideris heißen.

Also nahmen wir zwei Indianer, die uns den Weg wiesen, und kamen in sechs Tagen zu den Sneideris. Es starben aber sehr viel von unsern Leuten vor Durst; und dabei nahmen wir doch bei den erwähnten Karchonos Wasser mit auf die Reise. Auch fanden wir auf dieser Reise an etlichen Orten ein Gewächs, das steht oberhalb der Erde, hat große, breite Blätter und heißt Cardes. Und wenn es auf diese Wurzel oder auf ihre Blätter regnet, so bleibt das Wasser darin und kann nicht heraus, verflüchtet sich auch nicht, gerade als wenn es in einem Geschirre wäre. Und es kommt ungefähr ein halb Maß Wasser in diese Wurzel. — So kamen wir um zwei Uhr nachts zu den genannten Sneideris, da wollten sie mit Weib und Kind davon fliehen; aber unser Hauptmann ließ ihnen durch einen Dolmetscher anzeigen, sie sollten in Frieden und völlig sicher in ihren Häusern bleiben und brauchten sich unseretwegen nicht sorgen. —

Diese Sneideris litten auch großen Mangel an Wasser, hatte es doch drei Monate bei ihnen nicht geregnet, und hatten sie doch nichts anderes zu trinken als einen Trank, den sie aus einem Gewächse herstellen, das Mandepore heißt. Besagte Pflanze nämlich nimmt man und stößt sie in einem großen, hölzernen Mörser. Ihr Saft sieht wie

Milch aus. — Hat man aber Wasser, so macht man aus dieser Pflanze auch Wein.

Es war in diesem Flecken nur ein einziger Brunnen, und was ihn anbetrifft, so mußte man auch verordnen, daß man auf's Wasser achte und über dessen Verbrauch Rechenschaft abgeben mußte. Da dünkte es dem Hauptmanne gut, mir zu dieser Zeit das Wasser anzubefehlen, damit jedem das Wasser nach dem Maße, wie es vom Hauptmanne angeordnet war, gereicht und gegeben würde. Denn es war großer Mangel an Wasser, so daß einer nicht etwa nach Gold, Silber, Essen und anderm Gut fragte, sondern nur nach Wasser. So erlangte ich diesmal bei Edlen und Uedlen und bei manchem Großen Gunst und Gnade; denn ich war nicht knausrig; doch hatte ich nebenbei wohl darauf acht, daß es mir selber nicht an Wasser fehlte. Man findet in diesem Lande weit und breit kein Wasser; außer dem, was man in den Zisternen gewinnt. Auch führen die Sneberis mit andern Indianern des Wassers wegen Krieg.

Bei dieser Nation blieben wir vier Tage, da wir nicht wußten, was wir anfangen sollten: ob wir rückwärts oder vorwärts ziehen sollten. Schließlich warfen wir das Los über diese zwei Begrüchtungen, ob wir rückwärts oder vorwärts ziehen sollten. — Da entschied das Los vorwärts zu ziehen.

Darauf befragte unser Hauptmann die Sneberis nach dem Lande und was sich darauf bezieht. Da antworteten sie, wir hätten sechs Tage zu ziehen zu einer Nation, die Banzenos heißen; und unterwegs fänden wir zwei Wasserlein zu trinken und die schon erwähnten Cardes.

So machten wir uns auf den Weg und nahmen etliche Sneideris mit uns, die uns den Weg zeigen sollten. Da wir uns aber von ihrem Flecken drei Tagereisen weit entfernt hatten, flohen die erwähnten Sneideris in der Nacht davon, so daß wir sie nicht mehr zu sehen kriegten. Also mußten wir uns den Weg selbst suchen und kamen danach zu den Banzenos. Diese setzten sich zur Wehr und wollten unsere Freunde nicht sein. Aber sie gewannen nicht viel damit bei uns, sondern wir überwandten sie durch Gottes Gnade und nahmen ihren Flecken ein, und sie ergriffen dann die Flucht.

Wir fingen jedoch etliche in diesem Scharmügel, die zeigten uns an, daß sie in ihrem Flecken drei Spanier gehabt hätten, darunter einen namens Jehronimus, der Trompeter bei Lon Pietro Manthossa gewesen war.

Diese drei Spanier hätte Joann Enollas bei den Banzenos krank zurückgelassen — wovon man schon gehört hat — und darauf sei Joann Enollas wieder von dieser Nation zurückgekehrt. Diese drei Spanier brachten die Banzenos vier Tage vor unserer Ankunft um, als sie diese nämlich von den Sneideris erfahren hatten. Das mußten sie uns hernach wohl entgelten. Wir lagen so vierzehn Tage lang in ihrem Flecken und suchten sie, fanden sie auch schließlich in einem Gehölze beieinander, aber nicht alle. Diese schlugen wir tot und nahmen sie gefangen. Diese Gefangenen teilten alles Wissenswerte über das Land mit. Darauf erkundigte sich unser Hauptmann nach allem Möglichen, und sie gaben uns guten Bescheid, nämlich daß wir nur vier Tagereisen zu einer Nation, die Maigenos heißen, hätten.

Darauf zogen wir zu den Maigenos und kamen zu ihrem Flecken. Da stellten sie sich zur Wehr und wollten nicht unsere Freunde sein. Ihr Flecken aber lag auf einem Berglein, der war rings mit Dornen umgeben, sehr dick und breit und so hoch, wie einer mit einem Papier reichen konnte. Also griffen wir Christen samt unsern Carios diesen Flecken an zwei Stellen an. Da brachten sie, die Maigenos, uns zwölf Christen um, samt etlichen von unsern Carios, die sie im Scharmüchel erschossen, ehe wir den Flecken gewonnen hatten. Als sie nun aber sahen, daß wir gar in ihrem Flecken waren, so zündeten sie ihn selber an und ergriffen alsbald die Flucht; dabei mußten etliche Haare lassen; denn ihr könnt euch denken, wie es bei einer solchen Kirchweih zugehen mag.

Drei Tage, nachdem nun solches alles beendet war, machten sich 500 Carios heimlich auf, so daß weder unser Hauptmann noch wir etwas davon wußten, und nahmen ihre Bogen und Pfeile, zogen ungefähr zwei oder drei Meilen von unserm Lager und kamen zu den entflohenen Maigenos; und es schlugen sich die zwei Nationen dermaßen miteinander, daß von den Carios mehr als 300 Mann umkamen, und von den Maigenos, ihren Feinden, unzählige Personen, die man nicht aufschreiben kann. — Es waren ihrer so viele, daß sie eine ganze Meile den Weg entlang lagen. Deshalb also schickten unsere Carios schließlich eine Meldung zu unserm Hauptmanne im Flecken und begehrtten und baten, wir sollten ihnen zur Hilfe kommen: sie lägen in einem Walde und wären von den Maigenos so belagert, daß sie weder rückwärts noch vorwärts könnten.

Als unser Hauptmann dies vernahm, besann er sich nicht lange und ließ die Pferde und 150 Christen und 1000 unserer Carios zusammenrufen. — Das andere Volk mußte im Lager bleiben und auf dasselbe acht geben, damit die Maigenos, unsere Feinde, nicht dasselbe überfielen, während wir fort waren. Alsdann zogen wir mit besagten Pferden, den 150 Christen und den 1000 Indianern unsern vorhin erwähnten Carios zu Hilfe. Als uns die Maigenos sahen und bemerkten, brachen sie ihr Lager ab und flohen alsdann davon. Wir rückten ihnen nach, konnten sie aber nicht ereilen. Wie es ihnen aber zuletzt ergangen ist, als wir wieder zu unserer Stadt zurückgekommen waren, von wo wir ausgezogen, wird hernach folgen. So kamen wir also zu den Carios und fanden sehr viele Tote, von ihnen sowohl wie von ihren Feinden, den Maigenos, so daß es uns verwunderte. Unsere Freunde aber, die Carios, die noch am Leben waren, waren gar froh, daß wir ihnen zur Hilfe gekommen sind. Danach zogen wir mit ihnen wieder in unser Lager und blieben vier Tage lang darin, und wir hatten in diesem Flecken der Maigenos vollauf zu essen und alles, wessen wir bedurften.

Alsdann dünkte es uns allen gut, unsere vorgenommene Reise zu vollenden, weil wir auch Erkundigungen über das Land eingezogen hatten, machten uns deshalb auch auf den Weg und zogen dreizehn Tage lang, bis ungefähr 72 Meilen Wegs zu einer Nation, Karchoties genannt.

Als wir aber die ersten neun Tage auf dieser Reise waren, kamen wir zu einem Lande, das sechs Meilen

Wegs weit und breit war. Darauf war nichts anderes als Salz, so dick, als ob es geschneit hätte. Solches Salz blieb Winter und Sommer liegen. In diesem salzigen Lande [die Salinas del Tauru] blieben wir zwei Tage, so daß wir nicht wußten, wo aus noch ein, oder welchen Weg wir ziehen sollten, um unsere angefangene Reise zu vollenden. Gott, der Allmächtige, aber gab seine Gnade, daß wir den rechten Weg fanden. Und wir kamen nach vier Tagereisen zu der Nation der Karchkofies. Und als wir uns diesem Flecken auf vier Meilen näherten, da schickte unser Hauptmann 50 Christen und 500 Carios vorweg, um Quartier zu machen.

Als wir nun in den Flecken kamen, fanden wir eine so große Nation heieinander, wie ich dergleichen auf dieser Reise noch nicht gesehen; weshalb uns sehr Angst war. So beorderten wir aber einen von uns zurück und ließen dem Hauptmanne anzeigen, wie die Sache um uns bestellt wäre, damit er uns aufs Schnellste zu Hilfe käme. Und als unser Hauptmann solche Botschaft vernommen, machte er sich noch dieselbe Nacht auf mit allem Volke und war morgens zwischen drei und vier Uhr bei uns. Aber die Karchkofies wußten nicht, daß mehr Volk als wir Vorige vorhanden war, vermeinten deshalb nichts anderes, als sie hätten uns gewiß überwunden. Als sie aber vernahmen und sahen, daß unser Hauptmann mit mehr Volk hinterher kam, waren sie sehr traurig, erzeigten uns darauf allen guten und freundlichen Willen; denn sie konnten und mochten nicht weiter, sondern fürchteten für ihre Weiber und Kinder und ihren Flecken.

So brachten sie uns denn Fleisch von Hirschen, Gänsen, Hühnern, Schafen, Straußen, Enten, Küniglein und anderm Wildbret und Geflügel mehr, woran das Land Überfluß hatte.

Die Indianer tragen einen blauen, runden Stein in der Lippe, so breit wie ein Brettstein. Ihre Wehr und Waffen sind Lardes, Bogen und Pfeile, dazu Pabessen [Langschilde] von Annda gemacht, oder Rodellen [Rundschilde]. — Ihre Weiber aber haben ein kleines Röhrlein in den Lippen befestigt, worein sie einen grünen oder grauen Kristallstein stecken. Auch tragen sie ein Diepoe [indianisch tipoy, ärmelloses hemdartiges Gewand], der ist von Baumwolle gemacht, ist so groß wie ein Hemd, hat aber keine Ärmel. Und es sind schöne Frauenzimmer, die nichts anderes tun als Nähen und Haushalten — der Mann dagegen muß im Felde arbeiten und für alles Nötige sorgen. — Von dort zogen wir zu den erwähnten Machkaisies und nahmen etliche mit uns, die uns den Weg von den Karchkofies zeigen sollten. Und als wir drei Tage von diesem Flecken reisten, da liefen die besagten Karchkofies heimlich von uns weg; doch wir vollendeten unsere Reise nichtsdestoweniger und kamen zu einem Flusse der Machkaisies — er ist anderthalb Meile breit, und als wir daran kamen, wußten wir keinen sicheren Übergang darüber. Doch Gott, der Herr, erwies uns seine göttliche Gnade, daß wir dies Gewässer doch noch passierten. Und zwar geschah dies auf folgende Art und Weise: Wir machten je zwei und zwei Flößlein von Holz und Reißig und ließen uns darauf abwärts treiben, um so auf die andere Seite des Wassers zu kommen. Und es ertranken

bei diesem Übergange vier Mann von unserm Volke auf einem Flöcklein, Gott sei ihnen und uns gnädig!

Dieses Gewässer hat gute Fische, item gibt es dort Tigertiere. Es liegt nicht weiter als vier Meilen Wegs von den Machkaisies entfernt.

15. In Peru.

Nachdem wir uns nun den mehrfach erwähnten Machkaisies auf eine gute Meile Wegs genähert hatten, kamen sie uns entgegen und empfingen uns sehr wohl und huben darauf an, mit uns spanisch zu reden. Da erschrafen wir sehr hart und fragten, wem sie untertan seien, oder was sie für einen Herrn hätten. Da sagten sie unserm Hauptmanne und uns, sonst gehörten sie einem Edelmanne in Spanien, der Peter Anfulck hieß.

Wie wir nun in ihren Flecken gingen, fanden wir ihre Kinder und auch etliche Männer und Weiber: diese waren alle von einem Ungeziefer, das einem Flohe gleicht, zerbitzen. Dieses frißt, so es den Menschen (mit Verlaub zu sagen) zwischen die Zehen oder sonst irgendwo an den Leib gerät, sich dort hinein, bis zuletzt ein Wurm daraus wird, wie man in den Haselnüssen findet. Diesem muß man aber beizeiten zuvorkommen, damit er dem Fleische keinen Schaden tun mag. Übersieht man es aber zu lange, so frißt es einem zuletzt die Zehen ab. Davon wäre viel zu schreiben.

Von unserer oft erwähnten Stadt Nostra Signora de Sunzion ist aber über Land zu diesem Flecken Machkaisies 377 Meilen nach der Ulnere [spanisch altura, Polhöhe].

Wir lagen nun ungefähr 20 Tage lang in diesem Flecken der Machikaisies. Da bekamen wir einen Brief von einer Stadt, Uyeme geheißen, in Peru, wo damals der oberste Statthalter Kaiserlicher Majestät gewesen ist, Presente oder Lizenziatt de Gascha genannt, der dann dem Consulo Presero den Kopf hat abschlagen lassen, samt andern Edeln und Unedeln, die er mit ihm hat enthaupten und auf die Galeeren schmieden lassen. Damit hatte es aber folgende Bewandtnis: Besagter Consulo Presero seliger wollte ihm, dem Lizenziatt de Gascha, nicht untertänig sein, sondern erhob sich mit dem Lande wider die Kaiserliche Majestät, worauf ihm der mehrfach erwähnte Presente de Gascha im Namen Kaiserlicher Majestät solchen Lohn gegeben hat; wie ja wohl oft einer mehr tut oder sich oft eine höhere Gewalt anmaßt, als er von seinem Herrn Befehl hat, wie es denn so in der Welt zugehen pflegt. Ich glaube wohl, daß Kaiserliche Majestät besagtem Consulo Presero das Leben gefristet hätte, wenn ihn Kaiserliche Majestät selbst gefangen hätte.

Es tat ihm weh, daß man ihm einen Herrn über sein Gut stellte; denn dieses Land Peru hatte billig vor Gott und der Welt ihm, dem Consulo Presero, gehört, weil er dieses reiche Land mit seinen Brüdern Margose und Ernando Presero zu allererst gefunden und gewonnen hatte.

Dieses Land wird mit Fug und Recht das reiche Land genannt; denn aller Reichtum, den Kaiserliche Majestät hat, der kommt aus Peru und aus Nove Hispaniam [Mexiko] und Terra Firma [Nordküste Südamerikas].

Es ist aber Neid und Haß so groß in der Welt, daß einer dem andern nicht Gutes gönnt. So geschah es auch dem armen Consulo Presero, der ein König gewesen ist, und dem man danach den Kopf hat abschlagen lassen. Gott sei ihm gnädig! Es wäre viel davon zu schreiben, aber es ist keine Zeit dazu.

Der vorhin erwähnte Brief lautete nun also: Unser Hauptmann Marthin Domenigo Enolla solle bei Leib und Leben mit dem Kriegsvolk nicht weiterziehen; sondern solle allda bei den Machkaisies auf weiteren Bescheid warten. Solches geschah deshalb, weil der Gubernator besorgte, wir würden einen Aufruhr wider ihn im Lande machen und uns mit denen, so noch davongekommen waren und sich in die Wälder und Berge geflüchtet hatten, wieder vereinigen. Und das wäre auch gewiß geschehen, wenn wir sonst irgendwie zusammengekommen wären. Wir hätten den Gubernator zum Lande hinausgetrieben. So aber schloß besagter Gubernator einen Kontrakt mit unserm Hauptmanne ab und machte ihm eine große Schenkung, so daß unser Hauptmann wohl zufrieden war und sein Leben wohl davon brachte. Wir Kriegsleute aber wußten nichts von der Handlung. Hätten wir es aber gewußt, so hätten wir unserm Hauptmanne alle viere zusammengebunden und ihn nach Peru geführt. Aber die großen Herren sind schlecht und bübisch: wo sie den armen Knecht um das Seine bringen können, da tun sie es.

Hierauf schickte unser Hauptmann nach Peru zu dem Gubernator vier Gesellen, als da sind ein Hauptmann, Nuffle de Schaisch geheißen, der andere Unngnate, der

dritte Michel Bude, der vierte Abai de Rorthua. Diese vier Gesellen kamen in 1½ Monaten nach Peru, und zwar zuerst zu einer Stadt, die Produesies heißt, und danach zu einer, die heißt Kuesten, die dritte Bille de le Platte, und die vierte Hauptstadt heißt Lime. Diese vier sind die vornehmsten und reichsten Städte in Peru.

Als diese vier Gesellen zur ersten Stadt Produesies in Peru kamen, da blieben die zwei namens Michel Bude und Abai Schwachheit halber dort, da sie auf der Reise erkrankt waren; und die andern zwei: Ruffle und Unngnate, setzten sich auf die Post und fuhren gen Lime zum Gubernator. Er empfing sie gar wohl und zog von ihnen Erkundigungen aller Art ein, wie die Sache im Lande Rio della Platta stünde, und befahl danach, man solle diese wohlversorgen und aufs beste tractieren. Auch schenkte er jedem 2000 Dukaten.

Danach befahl der Gubernator dem Ruffle de Schai-
fetz, er solle seinem Hauptmanne schreiben, daß er dort bei den Machkaiisies mit dem Volke auf weiteren Bescheid warte. Er solle ihnen aber nichts tun noch etwas anderes nehmen, als was von Speise da wäre. Wir wußten aber gar wohl, daß Silber bei ihnen vorhanden war. Deshalb, weil sie einem Spanier untersässig und untertan waren, durften wir ihnen aber nichts tun. Diese Post des Gubernators wurde unterwegs von einem Spanier namens Barnau niedergelegt auf Befehl unseres Hauptmannes; denn er hatte Sorge, es würde ein anderer Hauptmann aus Peru kommen, um sein Volk zu gubernieren, wie denn auch schon einer verordnet war. Darum schickte er, unser Hauptmann, den genannten Barnau auf

die Straße und befahl ihm, wenn Briefe vorhanden wären, so sollte er sie zu den Carios bringen, was denn auch geschehen ist.

16. Im Kampfe mit Indianern und Rebellen.

Unser Hauptmann richtete nun so viel bei dem Volke an, daß wir des Proviant's halber nicht länger bei den Mackajisies bleiben konnten, denn wir hatten nicht auf einen Monat mehr Proviant. Aber hätten wir gewußt, daß wir mit einem neuen Gubernator versehen gewesen wären, wir wären nicht davon gezogen, hätten viele Speise und Remedi [Hilfsmittel] gefunden. Aber es ist eben alles Büberi auf der Welt. — Danach zogen wir wieder zurück zu den Karckokoos.

Ich will aber nicht unterlassen, euch hier noch folgendes mitzuteilen: Nämlich, daß besagte Mackajisies ein solch fruchtbares Land haben, wie ich dergleichen zuvor nicht gesehen habe. Wenn nämlich ein Indianer hinaus ins Holz oder in den Wald geht und macht in den nächsten Baum, dem er sich naht, ein Loch mit dem Beile, so rinnen fünf oder sechs Maß Honig heraus, so lauter wie Met. Und die Immen dort sind gar klein und stechen nicht. Und diesen ihren Honig, der von großer Güte ist, kann man mit Brot oder anderer Speise essen. Sie machen auch guten Wein daraus, besser als hierzulande der Met, er ist auch besser und lieblicher zu trinken.

Als wir nun zu den schon erwähnten Wordhobosies kamen, waren sie alle mit Weib und Kind davon geflohen

SCHERVES



Safaierte Scherves.



Fremdliere.

Die Spanier erobern eine indiansche Niederlassung.

und hatten Angst vor uns. Aber es wäre besser gewesen, sie wären in ihrem Flecken geblieben. So aber schickte unser Hauptmann andere Indianer zu ihnen und ließ ihnen anzeigen, sie sollten wieder in ihre Flecken kommen und keine Angst vor uns haben; es sollte ihnen kein Leid widerfahren. Aber sie wollten sich nicht daran kehren, sondern entboten uns wieder, wir sollten uns aus ihrem Flecken machen. Wenn nicht, so wollten sie uns mit Gewalt daraus vertreiben. Nachdem wir solches vernommen hatten, ordneten wir alsbald wieder unser Heer und zogen wider sie.

Etliche unter uns Kriegsleuten aber waren andern Willens oder Meinung und schickten zu dem Hauptmanne und ließen ihm anzeigen, er solle nicht wider sie ziehen; denn es könnte dadurch ein großer Mangel im Lande hervorgerufen werden. Wenn man dann von Peru nach Rio della Platta ziehen wollte, so würde man dann keinen Proviant mehr haben. Aber unser Hauptmann und die Allgemeinheit wollten nicht darein einwilligen, sondern kamen dem besagten Anschläge nach und zogen wider die genannten Wordhobosies.

Als wir bis auf eine halbe Meile Wegs zu ihnen kamen, da hatten sie ihr Lager unter zwei Bergen und Gehölzen aufgeschlagen, damit sie, wenn es sich ereignen sollte, daß wir sie überwänden, uns desto leichter entzwischen möchten. Aber es nützte ihnen wenig: diejenigen, die wir kriegten, mußten Haare lassen oder unsere Sklaven sein, so daß wir in diesem Scharmügel bis an die 1000 zuwege brachten, ohne die, so wir an Männern, Weibern und Kindern umgebracht haben.

Danach blieben wir zwei Monate in diesem Flecken, der so groß war wie sonst fünf oder sechs Flecken zusammen. Dann zogen wir von dannen bis zu dem Flecken, wo wir die zwei schon erwähnten Schiffe gelassen hatten.

Und wir waren anderthalb Jahr auf der Reise und taten nichts anderes, als daß wir nur einen Krieg über den andern führten. Und wir hatten auf dieser Reise an Mann, Weib und Kind bis an die 12 000 gewonnen. Diese mußten unsere Sklaven sein. So habe ich für meinen Teil von Mann, Weib und Kind an die 50 Personen bekommen.

Als wir zu den Schiffen kamen, meldete uns das Volk, das wir auf den Bergentin-Schiffen gelassen hatten, wie in unserer Abwesenheit zwei Hauptleute ein großes Gezänk angefangen hätten. Der eine von ihnen hieß Diego Abriegenn und war von Sievilla aus Spanien; der andere war ein Hauptmann mit Namen Ton Francisco Manthossa, den unser oberster Hauptmann Marthin Domenigo Enolla den zwei Schiffen und diesem Volke als Hauptmann gesetzt hatte, auf daß er dieselben an seiner Statt gubernieren und regieren sollte. Besagter Diego Abriegenn aber wollte nur allein regieren: doch Ton Francisco Manthossa als bestellter Hauptmann und Amtsverwalter Ton Marthin Domenigo Enollas wollte ihm nicht zu Willen sein. So hub zwischen ihnen der Bettlertanz an, bis zuletzt Diego Abriegenn das Feld behauptete und obsiegte und dem Ton Francisco Manthossa den Kopf abschlug.

Alsdann alarmierte er von Stund an das Land und

wollte wider uns ziehen; erst aber stärkte er seine Stellung in der Stadt. Indessen kamen wir mit unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Eyolla vor die Stadt. Da wollte er aber unsern Hauptmann nicht einlassen und die Stadt nicht aufgeben, geschweige denn, ihn als seinen Herrn anerkennen.

Als unser Hauptmann solches vernommen, belagerten wir die Stadt Nostra Signora de Sunzion. Da kam das Kriegsvolk, das in der Stadt war, als es unsern Ernst gesehen, gleich heraus zu uns ins Feld und baten unsern Hauptmann um Gnade. Als der besagte Diego Abriegenn merkte, daß er seinem Volke nicht trauen dürfte, und da er befürchtete, wir möchten nächtllicherweile durch Verrätherei in die Stadt einfallen (was dann wahrlich geschehen wäre), so beriet er sich mit seinen besten Gesellen und Freunden, und wer sonst mit ihm aus der Stadt wollte. Also zogen ungefähr 50 Mann mit ihm; die andern aber kamen, sobald jene mit Diego aus der Stadt zogen, zu unserm Hauptmanne und übergaben ihm die Stadt und baten um Gnade. Der Hauptmann sagte sie ihnen zu und zog in die Stadt.

Aber besagter Diego Abriegenn floh mit seinen Anhängern 50 Meilen Wegs in die Weite oder Breite, so daß wir ihnen nichts abgewinnen konnten. So führten diese zwei Hauptleute zwei ganze Jahre lang Krieg, daß einer vor dem andern nicht sicher war. Denn der Diego Abriegenn blieb an keinem Orte lange, war heute da, morgen anderswo, und wo er uns Schaden tun konnte, da unterließ er's nicht; denn er war eben gleich einem Straßenräuber. — In Summa wollte unser Hauptmann Ruhe

haben, so mußte er mit ihm, Diego, Frieden schließen. Und deshalb richtete er eine Heirat zu mit seinen zwei Töchtern. Diese gab er den zwei Vettern des Diego. Einer von ihnen hieß Aluiso Richkell, der andere Francisco Fergere. Und als solche Heirat beschlossen war, hatten wir miteinander Frieden.

17. Marsch zur Küste.

Zur selben Zeit kam für mich ein Brief aus Spanien von Sevilla, von dem Faktor der Fudher, der Criestoff Kenßer heißt. Demselben nämlich hatte Sebastian Neithart auf Befehl meines seligen Bruders Thoma Schmidel geschrieben, ob es möglich wäre, daß man mir dazu verhelfen könnte, nach Hause zu kommen. Diese Botschaft hat besagter Criestoff Kenßer mit vielem Fleiße so solitzitiert und ausgerichtet, damit mir die Briefe zugegangen sind, die ich im Jahre 1552 am 25. Tage des Juli oder am St. Jacobstage empfangen habe.

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, habe ich von Stund an von unserm Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla Urlaub begehrt. Er wollte es aber zuerst nicht tun; doch schließlich mußte er meine lange Dienstzeit in Betracht ziehen und bedenken, daß ich so viele Jahre der Kaiserlichen Majestät im Lande treulich gedient und für ihn, Hauptmann Enolla, manchmal meinen Leib und mein Leben vorgestreckt und ihn nie verlassen habe. Das mußte er bedenken und gab mir Urlaub, händigte mir auch Briefe an seine Kaiserliche Majestät ein, worinnen er der Kaiserlichen Majestät zu wissen getan hat, wie es im

Lande Rio della Platta stehe, und was sich darin während dieser Zeit zugetragen habe.

Solche Briefe habe ich den Räten Kaiserlicher Majestät in Sivilla überantwortet, denen ich auch mündlich Bericht vom Lande erstattet und guten Bescheid gegeben habe.

Und als ich nun alle meine Sachen für den Weg zugerichtet hatte, nahm ich dann vom Hauptmanne Marthin Domenigo Enolla und andern guten Gesellen und Freunden einen freundlichen Urlaub, nahm auch 20 Cariosindianer mit mir, die mir alles das, wessen ich benötigte auf solcher weiten Reise, tragen sollten. Und es kann ja ein jeder ermessen, was einer auf einem solchen Wege braucht.

Und acht Tage zuvor, ehe ich aufbrechen wollte, kam Einer aus Pressel und brachte die Zeitung, daß ein Schiff von Liefebonna aus Portugal angekommen sein sollte, das dem ehrsamem und weisen Johann von Hielsen, dort von Liefebonna, gehöre, einem Kaufmanne, der ein Factor des Erasmus Schezen zu Anndorff war.

Und als ich alles Wünschenswerte erforscht hatte, machte ich mich in Gottes, des Allmächtigen, Namen auf die Reise anno 1552 am 26. Dezember am St. Stephans-tage. Und ich bin aus Rio della Platta von der Stadt Nostra Signora de Sunsion mit 20 Indianern und zwei Rähnen ausgezogen und zuerst in über 26 Meilen Entfernung zu einem Flecken gekommen, der heißt Zuegrichsaiße. Dort in diesem Flecken kamen vier andere Gesellen zu mir, zwei Spanier und zwei Portugiesen. Diese hatten keinen Urlaub vom Hauptmanne. — Von dort zogen wir miteinander und kamen in über 15 Meilen

Entfernung zu einem großen Flecken, Baren geheißen. Danach zogen wir in vier Tagereisen sechzehn Meilen zu einem Flecken, der Gabareche heißt. Von diesem zogen wir in neun Tagereisen 54 Meilen zu einem Flecken, Barode geheißen. Dort blieben wir drei Tage lang, um Proviant und Rähne zu suchen. Dann mußten wir 100 Meilen die Baranau abwärts fahren und kamen zu einem Flecken, der heißt Gienge. Da blieben wir vier Tage. Bis zu diesem Flecken gehört alles der Kaiserlichen Majestät, und es ist das Land der Carios.

Nun beginnt das Gebiet des Königs von Portugal, nämlich das Land der Thopiß. Da mußten wir die Baranau und die Rähne verlassen und über Land zu den Thopiß ziehen. Und wir sind sechs Wochen lang durch Wildnis, über Berg und Thal, worinnen wir der wilden Tiere halber in Frieden nicht schlafen konnten, gezogen; und es ist von dem oben genannten Flecken Gienge zu den Thopiß 26 Meilen Wegs.

Diese Nation essen die Menschen als ihre Feinde, tun nichts anderes als immerdar Krieg führen; und wenn sie ihren Feind überwinden, so begleiten sie ihn gefangen in ihren Flecken, wie man hierzulande einer Hochzeit das Geleite gibt. Und wenn sie dann den Gefangenen umbringen oder schlachten wollen, so richten sie dazu einen großen Triumph her. Während er aber gefangen liegt, gibt man ihm alles, was er begehrt oder wozu er Lust hat: es seien nun Weibsbilder, mit denen er seine Sach haben mag, oder Speisen zum Essen oder was sein Herz sonst begehrt, bis die Stunde kommt, daß er dran muß. Sie, die Thopiß, haben ihre Lust und Freude an dem fort-

währenden Kriegsführen. Item trinken sie und essen sie und sind Tag und Nacht voll. Auch tanzen sie gern und führen ein derart ehebrecherisches Leben, daß es nicht zu sagen ist.



Kannibalen bei der Mahlzeit.
Nach de Bry. Anfang des 17. Jahrh.

Es ist ein stolzes, hoffärtiges und übermütiges Volk. — Sie machen Wein aus türkischem Korn, wovon sie so voll werden, als ob hier draußen einer den besten Wein trinkt. — Sie haben die gleiche Sprache wie die Carios, und es ist nur eine kleine Differenz dazwischen.

Von dort kamen wir zu einem Flecken, der heißt Karieseba. Die Leute dort sind auch Thopiß. Sie führen

Krieg wider die Christen. Die vorigen aber sind der Christen Freunde.

So kamen wir am Palmsonntage einem Flecken auf vier Meilen nahe. Da wurde ich gewahr, daß wir uns vor den Karieseba hüten mußten. Wir hatten nämlich diesmal großen Mangel an Proviant; doch hätten wir, um diesen zu bekommen, ein wenig weiter ziehen müssen. Aber zwei unserer Gesellen konnten wir nicht abhalten; sondern sie zogen trotz unserm getreuen Vermahnen hinein in den Flecken. Wir verhiessen ihnen, wir wollten sie erwarten, was denn auch geschehen ist. Aber sie konnten noch gar nicht so recht in den Flecken kommen, so wurden sie umgebracht und danach gegessen. Gott wolle ihrer gnädig gedenken. Amen!

Danach kamen dieselben Indianer, an die 50 Mann stark, heraus zu uns bis auf 30 Schritt. Sie hatten die Kleider der Christen an, standen stille und redeten mit uns. Es ist aber so ihr, der Indianer, Brauch: Wenn Einer etliche Schritte vor seinem Widersacher stille steht, so hat er nichts Gutes im Sinne. Indem wir es vernahmen, rüsteten wir uns, so gut wir konnten, aufs beste mit unserer Wehr und fragten sie, wo unsere Gesellen geblieben wären. Da sagten sie, sie wären in ihrem Flecken, und wir sollten auch hineinkommen. Aber wir wollten es nicht tun; denn wir kannten ihre Falschheit wohl. Darauf schossen sie mit ihren Bogen auf uns, aber sie hielten uns nicht lange stand, sondern liefen bald in ihren Flecken zurück und brachten von Stund an bis an die 6000 heraus über uns. Wir hatten aber keinen andern Schutz als einen großen Wald und vier Büchsen, samt den 20

Cariosindianern, die mit uns von der Stadt Nostra Signora de Sunfion gezogen waren. Wir hielten uns dennoch vier Tage und Nächte so; indem wir immer nacheinander schossen. Und in der vierten Nacht machten wir uns heimlich aus dem Walde und zogen davon; denn wir hatten nicht viel zu essen, und die Feinde wollten uns auch zu stark werden nach dem Sprichwort: Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Von dort zogen wir sechs Tage hintereinander in wilden Wäldern, wie ich dergleichen mein Lebtag keinen ärgeren und grausameren Weg gereist bin (und bin doch weit und breit gewesen). Wir hatten auch nichts zu essen, mußten uns deshalb mit Honig und Pflanzen, die wir fanden, behelfen. Auch nahmen wir uns aus Unsicherheit nicht so viel Zeit, daß wir uns nach einem Wilde umgesehen hätten, da wir besorgten, der Feind könne uns nachkommen. — So kamen wir schließlich zu einer Nation, Riesaie geheißten. Da blieben wir vier Tage lang und machten Proviant, durften aber nicht zum Flecken kommen, weil die Unseren so wenig waren. Bei dieser Nation ist ein Gewässer, das heißt Urquaie. Darinnen haben wir Nattern und Schlangen gesehen, die heißen auf indianisch Schue enba thuescha. Eine davon ist an die 14 Schritte lang und in der Mitte zwei Klaftern dick. Sie richten großen Schaden an: Wenn nämlich ein Mensch badet, oder ein Tier in diesem Wasser trinkt oder übers Wasser schwimmen will, so kommt eine solche Schlange unter dem Wasser heran, schwimmt zu dem Menschen oder Tier und schlägt den Schwanz um dasselbe, zieht es dann unter Wasser und ißt es. Sie redt nämlich allezeit den Kopf

übers Wasser und sucht, ob etwa ein Mensch oder Tier vorhanden ist, das sie umbringen oder überwinden könnte.

Von dort zogen wir einen Monat hintereinander fort 100 Meilen Wegs und kamen zu einem großen Flecken, der Scherebethueba heißt. Dort blieben wir drei Tage und waren sehr müde. Wir hatten auch nicht viel mehr zu essen gehabt; denn unsere meiste Speise war Honig. Deshalb sind wir alle kraftlos gewesen, wie denn ein jeder daraus entnehmen kann, was für Gefahren, Armseligkeit und böses Leben Einer bei einer solchen weiten Reise auszustehen hat; besonders aber was Essen und Trinken und die Lagerstätte anbetrifft. — Das Bett, das jeder mit sich getragen hat, wiegt vier oder fünf Pfund. Es war von Baumwolle und war wie ein Netz gemacht. Dieses bindet man an zwei Bäume, dann legt sich einer darauf. Solches geschieht im Walde unter blauem Himmel. Denn wenn nicht viele Christen miteinander in Indien über Land ziehen, so ist es sicherer, sich mit dem Walde zu begnügen als in den Häusern und Flecken der Indianer.

Nun zogen wir zu einem Flecken, der gehört den Christen, deren Oberst Johann Kaimunelle heißt, und der zu unserm Glücke nicht daheim war; denn diesen Flecken will ich für ein Raubhaus halten. So aber war besagter Oberster bei andern Christen in Vicendo, die vorzeiten einen Vertrag miteinander geschlossen haben. Auch gehören die andern, die in Vicendo wohnen, und in andern Flecken mehr dazu, alles in allem mehr als 800 Mann, die alle Christen sind und dem Könige von Portugal untertan. Und dieser Kaimunelle will nicht dem Könige

von Portugal oder des Königs Verwalter in dieser Stadt untertan sein; denn er sagt und zeigt an, daß er schon 40 Jahre lang in diesem Lande in Indien gewesen ist, und daß er sich dort aufgehalten und das Land bezwungen habe, und fragt, weshalb er das Land nicht ebenso regieren sollte wie ein anderer. Darum führen sie Krieg



Hütte der Tupi.

Nach Prinz Max von Wied. Anfang des 19. Jahrh.

miteinander; denn wenn dieser Johann Raimunelle 50 000 Indianer zusammen haben will, so kann er das in einem Tage tun, so viel Macht hat er im Lande; während der König oder seine Verwalter nicht 2000 Indianer zusammenbringen können. Es ist aber, als wir in oben erwähntem Flecken ankamen, nur des oft genannten Raimunelles Sohn dagewesen. Der hat uns wohl empfangen. Aber nichtsdestoweniger standen wir größere Sorge bei jenem aus als bei den Indianern. Weil aber alles gut gegangen ist, sagten wir Gott, dem Schöpfer, ewigen

Dank durch Christum Jesum, seinem einzigen Sohne, der uns dort und allwege so gnädiglich herausgeholfen hat.

Nun zogen wir 20 Meilen Wegs weiter zu einem das heißt St. Vicendo, wo wir anno 1553 anno Domini den 13. Juni am St. Anthonistage angekommen sind. Und dort haben wir ein portugiesisches Schiff gefunden, das dort Zucker, Brasilholz und Baumwolle geladen hat, und das dem ehrsamem Schezen gehört. Ihr Faktor aber ist in Viessabonna. Er heißt Johann von Huessen und ist nach einem andern Faktor dorthingekommen, der Petter Rosel heißt.

Item haben die vorerwähnten Herren Schezen und Johann von Huessen dort im Lande viele ihnen gehörige Flecken und Dörfer, worinnen man das ganze Jahr über Zucker macht. So empfing mich oben genannter Petter Rosel gar freundlich, und erwies mir große Ehre. Er vermittelte auch zwischen mir und den Schiffsleuten, damit sie mir förderlich wären; und er bat sie, daß sie mich ihnen anbefohlen sein ließen, was dann hernach diese Schiffer auch treulich getan haben, und wie ich nicht anders von ihnen sagen kann. So blieben wir noch elf Tage in der Stadt Vicendo, auf daß wir uns ausrüsteten und mit allem versehen, was uns not tat, und was man auf dem Meere benötigt. Item wir sind sechs Monate lang von der Stadt Nostra Signora de Sunjion bis zu der Stadt Vicendo in Pressel gezogen, und es ist dies ein Weg von 476 Meilen.

18. Seereise und Heimkehr.

Nachdem wir alles zugerüstet hatten, machten wir uns dann auf die Reise und fuhren von der Stadt St. Vicendo aus anno 1553 anno Domini den 24. Tag Junii am St. Johannistag. Wir waren nun vierzehn Tage lang auf der See oder Meere, ohne daß wir jemals guten Wind hatten, sondern für und für Sturm und grausames Gewitter, daß wir nicht wissen konnten, wo wir waren. Da brach uns auch noch der Segelbaum im Schiff, und es wurde leck und schöpfte viel Wasser, so daß wir nach dem Lande umkehren mußten. Und wir kamen zu einer Borten oder Hafen. — Diese Stadt heißt Spiritusancto, liegt in Plessel in Indien und gehört dem Könige von Portugal. Es sind auch Christen in der Stadt, die machen Zucker mit Weib und Kind, haben Baumwolle und Brasilholz und andere Artikel mehr, die man bei ihnen findet. An diesen Meeresorten zwischen St. Vicendo und Spiritusancto findet man die allermeisten Balena oder Walfische. Diese tun großen Schaden. Wenn man nämlich mit kleinen Schiffen, die doch immerhin etwas größer sind als hierzulande die großen Nauen [Flußkähne], von einer Borten zur andern fahren will, so kommen diese Walfische in Haufen und streiten wider einander. Und wenn sie dann zum Schiffe kommen, so ertränken sie's mit samt den Leuten. Diese Walfische speien oder werfen für und für Wasser aus ihrem Maul und auf einmal so viel, wie in ein gutes fränkisches Faß geht. Solches Wasserauswerfen treibt er alle Augenblicke, wenn er den Kopf unter das

Wasser zieht und wieder herausreckt. Das treibt er Nacht und Tag; und wer es vorher nicht gesehen hat, der meint, es sei ein Steinhaufen beieinander. Es wäre viel von diesem Fische zu schreiben.

Item gibt es auch viele andere seltsame Fische und Meerwunder, die nicht genug zu beschreiben sind, oder davon auch nicht wohl eigentlich zu reden ist. Es gibt zum Beispiel einen andern großen Fisch, der heißt auf Spanisch Sumere, das bedeutet auf deutsch Schaubhutfisch — das ist ein Fisch, davon man nicht genug sagen noch schreiben kann, so ein gewaltiger und mächtig großer Fisch ist es. — Er tut an etlichen Orten den Schiffen großen Schaden; denn wenn kein Wind vorhanden ist und die Schiffe deshalb stilleliegen und weder vorwärts noch rückwärts kommen, so kommt dieser Fisch mit solchem gewaltigen Stoß ans Schiff, daß alles erbebt und erzittert. Dann muß man von Stund an ein oder zwei große Fässer aus dem Schiffe herauswerfen; und wenn besagter Fisch die Fässer bekommt, so läßt er das Schiff und spielt mit den Fässern.

Item gibt es noch einen andern großen Fisch, der heißt Pesche spada, das heißt auf deutsch Fischmesser oder Schwertfisch — er tut auch den andern großen Fischen viel Schaden. Und wenn die Fische miteinander kämpfen, so ist es gerade so, als ob hierzulande zwei böse Pferde aneinander geraten und gegeneinander anspringen. Solches ist im Meere lustig anzusehen; aber wenn die Fische so miteinander kämpfen, so kommt gewöhnlich ein großer Sturm auf dem Meere. Item ist noch ein anderer großer, böser Fisch da, der übertrifft diese alle noch im Kämpfen

und Streiten. Er heißt auf Spanisch Pesche de Serre, auf deutsch Sägefisch. Es gibt noch mehr andere Fische, die ich nicht alle zu nennen weiß, item fliegende Fische und andere große Fische, die Doninnen heißen.

Also fuhren wir vier Monate lang hintereinander auf dem Meere, ohne daß wir Land gesehen haben, und haben Güter von der besagten Perten Spiritusannto geführt. Danach kamen wir zu einer Insel, die Isle de Terzero heißt. Dort nahmen wir wieder frischen Proviant, Brot, Fleisch und Wasser, und anderes, was uns not tat, und blieben zwei Tage lang da. — Diese Insel aber gehört dem Könige von Portugal.

Von dort zogen wir auf Liesebonna. In vierzehn Tagen anno 1553 anno Domini anno den 30. September am St. Jeronimustage sind wir dort angekommen und blieben vierzehn Tage in Liesebonna. Dort starben mir zwei Indianer, die ich mit mir aus dem Lande geführt hatte. Von dort zog ich per Post nach Sievilla in sechs Tagen; das sind 72 Meilen Entfernung. Dort blieb ich vier Wochen lang, bis die Schiffe zugerichtet waren, zog dann von Sievilla aus auf dem Wasser weiter und kam in zwei Tagen in die Stadt St. Lucas. Dort blieb ich über Nacht. Von dort zog ich eine Tagereise über Land und kam zu einer Stadt, die heißt Portta S. Marie. Von dort zog ich acht Meilen Wegs über Wasser und kam zu der Stadt Rhalles, wo die holländischen Schiffe waren, die nach den Niederlanden fahren wollten.

Es waren deren 25, alles große Schiffe, die man Gulden [holländisch hulk, Lastschiff] heißt. Unter den 25 Schiffen war ein schönes, großes, neues Schiff, das erst

eine Reise von Andorff aus nach Spanien gemacht hatte. Die Kaufleute rieten mir deshalb, ich sollte auf diesem neuen Schiffe fahren. Und der Schiffer hieß Heinrich Schez, war ein ehrlich frommer Mann. Mit dem praktierte ich und traf Vereinbarungen des Schiffslohnes halber, auch der Speise und anderer Sachen wegen, so auf dieser Reise von Nöten waren, und schloß darüber endgültig mit ihm ab. Deshalb rüstete ich mich in derselben Nacht und ließ mein Gepäck, als da ist Wein, Brot und dergleichen Zugabe — auch Papageien, die ich aus Indien gebracht habe — alles ins Schiff tragen und verabredete zunächst mit ihm, dem Schiffer, daß er's mir zu Gefallen anzeigen lassen wolle, wenn er aufbrechen wollte; was er, der Schiffer, mir auch treulich verheißen hat. Er wollte ohne mich nicht weg, sondern wollte es mich gewißlich wissen lassen. So hatte nun aber besagter Schiffer dieselbe Nacht etwas zu viel gezechet, so daß er meiner (zum besonderen Glücke) vergessen und mich in der Herberge gelassen hat. Zwei Stunden vor Tage nämlich ließ der Steuermann, der das Schiff regierte, die Anker aufziehen, und sie fuhren alsdann davon. Als ich morgens nach dem Schiffe schaute, da war es schon eine große Meile Wegs vom Lande. Danach mußte ich mich nach einem andern Schiffe umsehen und schloß mit einem andern Schiffer ab: dem mußte ich ebensoviel geben wie dem vorigen. So fuhren wir mit den andern 24 Schiffen zusammen bald davon und hatten die ersten drei Tage guten Wind. Aber danach hatten wir großen Gegenwind, so daß wir unsere Reise nicht vollbringen konnten. Aber wir blieben doch mit großer Gefahr fünf Tage lang auf See und erhofften



Kämpfe mit den Maigenos.



Schiffbruch bei Cadix.

eine Besserung. Je länger wir aber verzogen, desto ungestümer wurde das Meer, so daß wir uns nicht länger auf dem Meere halten konnten. Sondern wir mußten wieder den Weg, so wir hergefahren, zurückfahren.

Nun ist jetzt der Brauch auf dem Meere, daß die Schiffsleute und die Schiffer einen obersten Hauptmann unter sich erwählen, der heißt auf spanisch Almerando [spanisch almirante]. Dieser regiert alle Schiffe; und was er will, das man auf dem Meere tun soll, das muß geschehen. Und sie, die Schiffsleute und Schiffer, müssen ihm einen Eid schwören, daß einer nicht vom andern lassen wolle; denn Kaiserliche Majestät hat befohlen und geboten, daß nicht unter 20 Schiffen von Spanien nach den Niederlanden fahren sollen, wegen des Königs von Frankreich, weil sie jetzt miteinander im Kriege sind. Weiter ist es sonst auch Brauch auf dem Meere, daß ein Schiffer nicht über eine Meile Wegs vom andern fahren darf. Und wenn die Sonne auf- oder untergeht, so müssen die Schiffer zusammenkommen, und die Schiffer müssen den Almerando mit drei oder vier Schüssen grüßen, und zwar alle Tage zweimal. Auch muß hinwiederum der Almerando auf seinem Schiffe zwei von Eisen gemachte Laternen hinten am Schiffe stecken haben. Das nennt man ein Farall, und diese muß er die ganze Nacht brennen lassen. So müssen die Andern dem Schiffe, worauf das Licht steht, nachfahren und dürfen nicht voneinander kommen. Item so zeigt auch der Almerando den Schiffsleuten an, wo hinaus er fahren wolle, damit, wenn es sich ereigne, daß ein ungestümes Wetter auf dem Meere käme, sie wissen möchten, was für einen Weg oder Wind der Almerando

genommen hat, auf daß sie einander nicht verlieren könnten.

Indem wir, wie gehört, umkehren und zurückfahren mußten, war des besagten Heinrich Schezens Schiff, darauf ich all mein Gepäc gebracht habe, und der mein in Rhalles vergessen hatte, am allerhintersten von den andern Schiffen. Und wie wir uns auf eine Meile Wegs der Stadt Rhalles näherten, da war es finster und Nacht. So mußte der Amerando eine Laterne aushängen, damit ihm die Schiffe nachfahren mußten.

Und als wir zur Stadt Rhalles kamen, warf ein jeglicher Schiffer seinen Anker ins Meer aus, und der Amerando tat seine Laterne auch weg. Indem macht man ein Feuer am Lande in der besten Absicht, aber dem Heinrich Schezen und seinem Schiffe zum ärgsten. Als nämlich nun das Feuer bei einer Mühle auf einen Büchenschuß weit von der Stadt Rhalles gemacht war, fuhr der schon erwähnte Heinrich Schez stark auf das Feuer zu; denn er meinte, er sähe die Laterne von dem Amerando. Und als er schier gar mit dem Schiffe auf das Feuer zukommt, schießt er mit Gewalt auf die Steine, die dort im Meere liegen, und zerbrach sein Schiff in hunderttausend Stücke. Und es ertranken Leute und Gut, ehe eine halbe Viertelstunde verstrichen, und es blieb kein Stück beim andern. Also kamen von 22 Personen nicht mehr als der Schiffer und der Steuermann davon. Die retteten sich auf einem großen Baum. Auch ertranken sechs Kisten mit Gold und Silber, das Kaiserlicher Majestät gehört hat, und viele andere Kaufmannsgüter mehr, die den Kaufleuten gehört haben. Darum sage ich Gott, meinem Erlöser und

Seligmacher, durch Christum Jesum ewig Lob, Ehr, Preis und Dank, daß er mich auch diesmal so gnädiglich geleitet, beschützet und beschirmet hat, so daß ich gar nicht erst auf das Schiff gekommen bin.

Danach haben wir zwei Tage lang in Rhalles still gelegen und sind am St. Andreastage wieder weggefahren nach Andorff. Wir hatten auf dieser Reise großes Ungewitter und grausamen Sturm, so daß die Schiffer selbst sagten, sie hätten in 20 Jahren, oder wie lange sie sonst schon auf dem Meere gefahren sein mochten, keinen so grausamen Sturm gesehen oder gehört, der so lange gewähret hätte.

Als wir nach Engelannt kamen, zu einer Porten, Biedt geheßen, da hatten wir auf all unseren Schiffen keine Welle (das ist ein Tuch, das man in den Segelbaum spannt), auch weder Seil noch Schiffstau, noch das Mindeste mehr auf den Schiffen. Und wenn solche Reise noch ein wenig länger gewähret hätte, so wäre von diesen 24 Schiffen keines davongekommen. Allein Gott, der Herr, hat sie sonderlich behüten wollen.

Nach alle dem nun sind am neuen Jahrestage anno 1554, an dem Tage der Heiligen drei Könige, acht Schiffe mit Leib und Gut erbärmlich verdorben, daß es schrecklich mit anzusehen gewesen ist. Ja, es ist nicht ein einziger Mensch davongekommen. — Das ist geschehen zwischen Frankreich und Engelannt. Gott, der Allmächtige, wolle sich ihrer und unser aller gnädiglich erbarmen durch Christum, seinen einigen Sohn. Amen!

So blieben wir vier Tage in der erwähnten Porten Biett in Engelannt. Und von dort schiffen wir auf

Probant zu und kamen in vier Tagen gen Arumuida; das ist eine Stadt in Sehelandt, wo dann die großen Schiffe liegen. Sie ist von Biett 74 Meilen Wegs entfernt. Und von dort zogen wir auf Andorff zu, das 24 Meilen Wegs entfernt ist. Und wir sind den 26. Januar allda angekommen anno 1554.

Ja, Gott sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit, der mir solche glückselige Reise so gnädiglich bescheret hat! Amen!

Finis

Erklärungen.

Die bei Schmidel vorkommenden verschiedenen Schreibungen ein und desselben Wortes sind in Klammern gesetzt.

Ortschaften, Flüsse und Berge.

America, s. Indien.

Antorff (Aundorff)

d. h. Entendorf Antwerpen.

Arumuida Arnemuiden in Zeeland (Holland).

Augo (S. Augo, S. Jacob) Santiago (Kap Verden).

Bille de le Platte Chuquisaca in Bolivia, von Pedro de Anzures gegründet und Ciudad de la Plata genannt.

Bogenberg Berg an der Donau, 7—8 Kilometer flussabwärts von Straubing, etwa 110 Meter steil nach dem Flusse zu abfallend, einst Stammsitz der mächtigen Grafen von Bogen.

Bonas Ayers Buenos Aires, 1535 von Mendoza gegründet, jetzt Hauptstadt Argentiniens mit etwa 1 700 000 Einwohnern.

Von Esperainso Buena Esperanza (auch Corpus Christi genannt), von Mendoza im Gebiete der Timbuz-Indianer gegründet, 1538 preisgegeben, bald wieder aufgebaut, bis 1631 Hauptsitz der Jesuitenmission; 1631 wurde es von Indianern zerstört.

Calles, s. Rhalles.

Corpus Christi, s. Von Esperainso.

Dennerieffe Teneriffa, eine der Kanarischen Inseln.

- Indien Kolumbus glaubte bis an sein Lebensende, die von ihm entdeckten Länder seien Indien, der Ostrand der Alten Welt. So bezeichnete er sie auch dementsprechend, und dieser Name blieb noch längere Zeit in Gebrauch, auch als man schon erkannt hatte, daß man es hierbei mit einem neuen Erdteile zu tun hatte. Die jetzt gebräuchliche Bezeichnung Amerika ist diesem Kontinente von dem lothringischen Geographen Waldseemüller beigelegt worden, der diesen Namen zu Ehren des um die Entdeckung besonders Südamerikas hochverdienten Amerigo Vespucci wählte. Diesem Irrtum ist es zuzuschreiben, daß die Ureinwohner Amerikas Indianer genannt werden.
- Inle de Terzero Terceira, eine Insel der Azorengruppe.
- Ipedig Ipyta, d. h. auf indianisch Roter Fluß, spanisch Rio Bermejo, Nebenfluß des Paraguay.
- Khalles (Calles) Cadix, Stadt in Spanien.
- Kuesken Cuzco, jetzt Hauptstadt der gleichnamigen peruanischen Provinz.
- Liesabonna Lissabon, Hauptstadt von Portugal.
- Lheme (Lima) Lima, Hauptstadt Perus.
- Mexselken Mexiko, zur Zeit der Eroberung von einem hochkultivierten Indianervolke, den Azteken, bewohnt, deren Staat von 1518 bis 1524 von Cortez für Spanien erobert wurde; dieses Land wurde auch Neu=Spanien, Nueva Hispania (Nove Hispania), genannt.
- Noftra Signora de Sunfion Nfunion, nach Eroberung der Cariofsstadt Lambere dort gegründet, heute ca. 70 000 Einwohner.
- Nove Hispania, f. Mexselken.
- Paraboe Paraguahfluß.
- Paranau (Paranaw, Barnau, Pernau) Paranafluß.
- Paranau Waffu indianisch Parana Guazu, d. h. der große Parana.

- Polmant (Palman) Palma, eine der Kanarischen Inseln.
- Portta S. Marie Puerto Santa Maria, Cadix gegenüber
gelegen.
- Pressel (Presil) Brasilien, nach dem roten Farbholz (Brasil-
holz) benannt.
- Probant Brabant, Provinz in Holland.
- Produesies Potosi, Stadt in Bolivia, eine der höchst-
gelegenen Städte der Erde, zählte 1711
ungefähr 170000 Einwohner, jetzt ist die
Bevölkerungsziffer auf 25000 gesunken.
- Rio della Platta Rio de la Plata, Bezeichnung des Stromes
nach dem Zusammenflusse von Parana und
Paraguay.
- Rio Genna (Rio Gena) Rio de Janeiro, Hauptstadt Brasiliens,
ungefähr 1 Million Einwohner.
- Salzwüsten die Salinas del Zauru.
- St. Ferdinand (San Fer-
dinando) Monte de S. Fernando, jetzt Pan de Azucar
d. h. Zuckerhut, genannt, in nicht allzu
großer Entfernung vom linken Ufer des
Paraguay.
- Sankt Katarina Santa Catarina, Insel an der Küste Bra-
siliens in der Nähe von Rio de Janeiro.
- St. Lucas San Lucar de Barrameda, Stadt an der
Mündung des Guadalquivir, Hafen von
Sevilla.
- Sannt Gabriel (S. Gabrihel,
S. Gabrihl) S. Gabriel, damaliger Hafenort an der
linken Seite des La Plata, in der Nähe
der heutigen Stadt Colonia del Sacramento.
- Sannto Thome São Thomé.
- Schueschiu Rio Jeju, linker Nebenfluß des Paraguay.
- Sehelandt Zeeland (Holland).
- Sievilla Sevilla.
- Spiritu Sannto Espiritu Santo, 1535 gegründet, ehemalige
Hauptstadt der Provinz Espiritu Santo,
nördlich von Rio de Janeiro, jetzt Fischerdorf.
- Terra ferma Terra firma, Nordküste Südamerikas. Dort,
wo es Schmidel im Zusammenhang mit

den Amazonen erwähnt, bedeutet es soviel wie das Land am Flußufer, im Gegensatz zur Insel, auf der die Weiber wohnen.

Urquaië	Uruguayfluß.
Vicendo	São Vicente, südlich von Rio de Janeiro, erste in Brasilien angelegte portugiesische Provinz.
Wiedt	Wight, Hafen auf der gleichnamigen Insel an der Südküste Englands.

Personen.

Abriego, Diego, de Diego	
Abriegem	Diego de Abriego.
Herzog Albrecht	Herzog Albrecht V. von Bayern (1550 bis 1579).
Capessa de Bacha, Alber-	
nuso, oder de Bacha	Alvaro Nuñez de Vera, mit Zunamen Capessa de Bacha.
de Gascha, f. Presente.	
Dieß, Petter	Pedro Diaz.
Doberin, Carolus	Carlos Dubrin, Milchbruder Kaiser Karls V.
Eyolas, Joann (Joann	
Eyollas).	Juan de Eyolas; begleitete das Heer als Alguacil mayor, Oberbevollmächtigter.
Eyolla, Marthin Domenigo	
	Zrala; wurde nach der Absetzung Cabeza de Vacas von den Truppen zum Oberbefehlshaber erwählt und später vom Kaiser bestätigt. Er ist es, der die Macht der Spanier in den La-Plata-Ländern erst eigentlich begründete.
Fuchter	Fugger, Augsburgs Kaufmannsgeschlecht, f. S. 10.
Gabrero, Aluiso	Alonso de Cabrera.
Gabrero, Anthoni	Antonio de Cabrera.
Kaimunelle, Johann	João Ramalho, war 1508 mit Solis und Pinzon an der brasilianischen Küste gewesen. Viele Reisende der damaligen Zeit berichten über sein Treiben und das seiner Kinder.
Mantthossa, Anthoni	Antonio de Mendoza.

- Manthoffa, Consalto . . . Gonzalo de Mendoza, Verwandter Pedro de Mendozas, später Schwiegersohn Tralas und nach dessen Tode Statthalter in dem La-Plata-Gebiet.
- Manthoffa, Diego . . . Diego de Mendoza, Bruder Pedro's.
- Manthoffa, Francisco . . . Francisco de Mendoza.
- Manthoffa, Jerg . . . Jorge de Mendoza, Vetter Pedro's.
- Manthoffa, Pietro . . . Pedro de Mendoza, Leiter der Expedition, die er aus eigenen Mitteln ausgerüstet hatte; er legte 1536 dieses Amt nieder und starb auf der Rückreise nach Spanien.
- Ossorio, Hans . . . Juan de Ossorio, Italiener von Geburt.
- Piesierron, Ernando . . . Hernando Pizarro, Bruder Francisco Pizarros, s. S. 18.
- Presente oder Lizenziatt de Gascha . . . Pedro de la Gasca, s. S. 19.
- Presero, Consulo (Piesero, Piesiero). . . Gonzalo Pizarro, Bruder Francisco Pizarros, s. S. 19.
- Rieffere, Ernando . . . Hernando de Rivero, Bruder Francisco de Riveros.
- Rieffere, Francisco . . . Francisco de Rivero.
- Rosel, Petter . . . auch von Hans Staben erwähnt.
- Terentius . . . Terenz, lateinischer Komödienschreiber. Der von Schmidel erwähnte Traso ist eine Person aus der Terenzischen Komödie „Der Eunuch“.

Indianer.

- Von den zahlreichen Stämmen, deren Schmidel Erwähnung tut, lassen sich die folgenden genauer feststellen. Bei den heutigen Indianernamen liegt der Ton auf der letzten Silbe.
- Amazonen . . . ein kriegstüchtiges Weibervolk. Schmidel berichtet nur Gerüchte über dieses merkwürdige Volk, gesehen hat er es ebensowenig wie irgendeiner der vielen anderen Abenteurer, die uns davon erzählen. Alle diese Berichte gehen direkt oder indirekt auf das zurück, was der griechische Historiker Herodot

über diese kriegerischen Frauen sagt. Der Amazonenstrom, dessen Ufer man von diesem Weibervolke bewohnt glaubte, verdankt diesem seinen Namen.

- Amoffennes, f. Amazonen.
- Mygas (Mygais, Mygeiß, Mygas) Agazes, an der Mündung des Vermejo in Paraguay.
- Barenis Guaranis.
- Bascherepaß (Bascherepoh) als Guajarapos bei Cabeza erwähnt, am Paraguay, jetzt fast ganz ausgestorben.
- Carenndis Querandis.
- Carios Guaranis, heute Ackerbauer, zur Gruppe der Tupi-Stämme gehörig. Ihre Hauptstadt Lambere wurde von den Spaniern 1535 erobert und dort Asuncion angelegt.
- Diembus (Tiembus) Timbus.
- Geberus (Geberas, Zeperus) bei Cabeza als Yapirus erwähnt.
- Gulgaisfen (Gulgeißen) Calchaquis, noch in geringer Anzahl existierend im Tale des Calchaqui.
- Karchkotoes (Karchkotos) vielleicht Chiriguanos.
- Karendos, f. Carenndis.
- Kuremagbeis (Kurgmai-
baies) Curomobas oder Morobis.
- Maieaieß (Maieaides) Mbahas, im nördlichen Chaco.
- Mapenus (Mapennis) Mapenis oder Abiponer, jetzt in der Colonie Abipones.
- Mahgosis Machichus, noch existierend.
- Maperus (Maperrus) Aperues, jetzt am Rio Vermejo.
- Pahsennos bei Cabeza als Pahzunos erwähnt.
- Piembais (Pienbas, Pihen-
bas, Paimbas) Pahaguas.
- Scherues Sarahas.
- Suruchakuis (Sueruetueffis) wahrscheinlich Sarigues, ein Stamm der Pahaguas.
- Syberis (Syberis, Sieberis) Parefis, noch heute in der Gegend von Diamantina in Brasilien.
- Thopis Tupis; in zahlreiche Stämme zerfallen, besonders im Osten und Süden Brasiliens.
- Tiembus, f. Diembus.

Zechenais Diembus . . .	Chanaz-Dimbus, in der Gegend von Rosario.
Zechenhaus (Zennas) . . .	Chanaz.
Zechenhaus-Salvaischco (Zechenhaus Salvaischco)	Chanaz salvajes; Chanaz-Stamm; der Name bedeutet die „wilden“ Chanaz — Schmiedel bezeichnet sie als „kurze, dicke Leute“.
Zechente	Chanaz, im Chacogebiet.
Zechuruas	Charruas.

Pflanzen.

Vochshorn (Mgorabo, spanisch algarrobo)	Johannisbrot.
Brasilholz	rotes Farbholz; nach ihm Brasilien benannt.
Buchakhu (buchakhue, buch= gekhu)	Palmenart, deren Früchte und jungen Blätter essbar sind.
Cardes	Distelart, spanisch cardo; in ihren kelchartig sich schließenden Blättern sammelt sich bis zu $\frac{1}{2}$ Liter Wasser, das sich lange frisch erhält.
Mandeoch (Manteochade)	mehlrreiche Wurzel, in der Guarani-sprache Maniof genannt, noch heute Hauptnahrungsmittel der dortigen Bevölkerung.
Mandeoch mandepoere (Mandepore, Mandeporre)	hochrote süße Maniofart.
Mandeoch proprie (manteoch porpru, mandeos propu)	süße Art der Maniof, in der Guarani-sprache mandiof poropi.
Manduis (mandi, manduris)	Erdnuß.
Padades (padates)	Batate, süße Kartoffel.
Palmides	Fruchtkolben einer Palmenart.
Türkenkorn	Mais.
Wachgekhu, s. Buchakhu.	
Zucker	Rohrzucker, erst von den Spaniern in Amerika eingeführt, 1531 zuerst in Brasilien.

Tiere.

Abestrauß, s. Strauß.	
Achere	Alligatorart; in der Guarani-sprache Jacare genannt. Diese Krokodilart ist allseitig mit starken Schuppen bedeckt, so daß das Tier sehr schwer zu erlegen ist.

Anthe (indianisch Schaf) Schmidel wendet diese Bezeichnung irrtümlicher Weise auf drei verschiedene Tierarten an. Wenn er es als Lasttier erwähnt, so bezeichnet er mit diesem Namen je nach dem Orte der Verwendung zwei verschiedene Tierarten. In Argentinien verwandte man das Guanaco als Lasttier, die Europäer benutzten es vielleicht auch zum Reiten. In Peru dagegen wurde das Lama zum Transport von Lasten verwandt. Guanaco und Lama sind Kamelarten, beide haben mit unserem Schafe eine gewisse äußere Ähnlichkeit. Deshalb nennt sie Schmidel auch indianische Schafe. Unter dem von Schmidel gleichfalls mit dem Namen Anthe belegten Dickhäuter dagegen, dessen Fell zur Herstellung von Sturmschilden Verwendung fand, ist der Tapir zu verstehen.

- Doninnen** (spanisch tonina) Thunfisch.
Dukuf (Duchu) Heuschrecke (in der Guarani sprache tucu).
Floh Sandfloh. Das befruchtete Weibchen dieser Flohart bohrt sich in den Körper ein, besonders gern unter die Nägel der Behen, wodurch oft gefährliche eiternde Wunden entstehen können.
Gans Bisamte, in Deutschland auch türkische Ente genannt.
Hirsch Pampahirsch. Es gibt viele Hirscharten in Argentinien. Der Pampahirsch hat ein wenig wohlschmeckendes Fleisch.
Huhn Pampahuhn, eine Art Rebhuhn.
Raninchen, f. Kunigl.
Kunigl, Künighl eine dem Meerschweine sehr ähnliche Nagetierart. Die spanischen Eroberer übertrugen den Namen für das spanische Raninchen, conejo, auf diese amerikanische Tierart, und Schmidel setzt dafür die deutsche Bezeichnung Raninchen, im bayerischen Dialekte Künig genannt.

Nandu, f. Strauß.

Pese de Sere (spanisch
pez sierre). Sägefisch.

Pez espade (Pesehe spaida,
spanisch pez espada) Schwertfisch.

Pferd Erst durch die spanischen Eroberer wurde
dieses Tier von Europa nach Amerika ge-
bracht. So erwähnt auch Schmidel 72 Pferde
die Mendoza mit nach der La-Plata-Bucht
gebracht habe. Diese Pferde vermehrten
sich ungeheuer, verbreiteten sich bald über
ganz Amerika und riefen eine starke Ver-
änderung in der Kultur der dortigen
Bevölkerung hervor.

Polmeda eine Karpfenart mit sehr scharfen Zähnen.

Schaf, indianisch, f. Annthe.

Strauß (nanndu) der amerikanische Strauß, von Schmidel
auch Abestrauß (span. avestruz) genannt.

Sumere Schauhutfisch, so benannt wegen seiner
großen Saugscheiben, die einem breit-
krepfigen Hute ähnlich sehen.

Tapir, f. Annthe.

Tiger Jaguar; etwas kleiner als der asiatische
Tiger, haust an den Ufern von Flüssen
und Sümpfen, greift unter Umständen
Menschen oder Tiere sogar im Wasser an.

Wasserschlange Anakonda, südamerikanische Riesenschlange,
bis zu 8 Meter lang, meist im Wasser lebend.

Wildschwein Nabelschwein, Pecari.

Schiffe.

Bergentin (spanisch
bergantina) Brigantine, eine kleinere Schiffsart.

Galiber (wahrscheinlich abgeleitet vom französischen
galippe), eine kleinere, den Galeeren ähn-
liche Schiffsart.

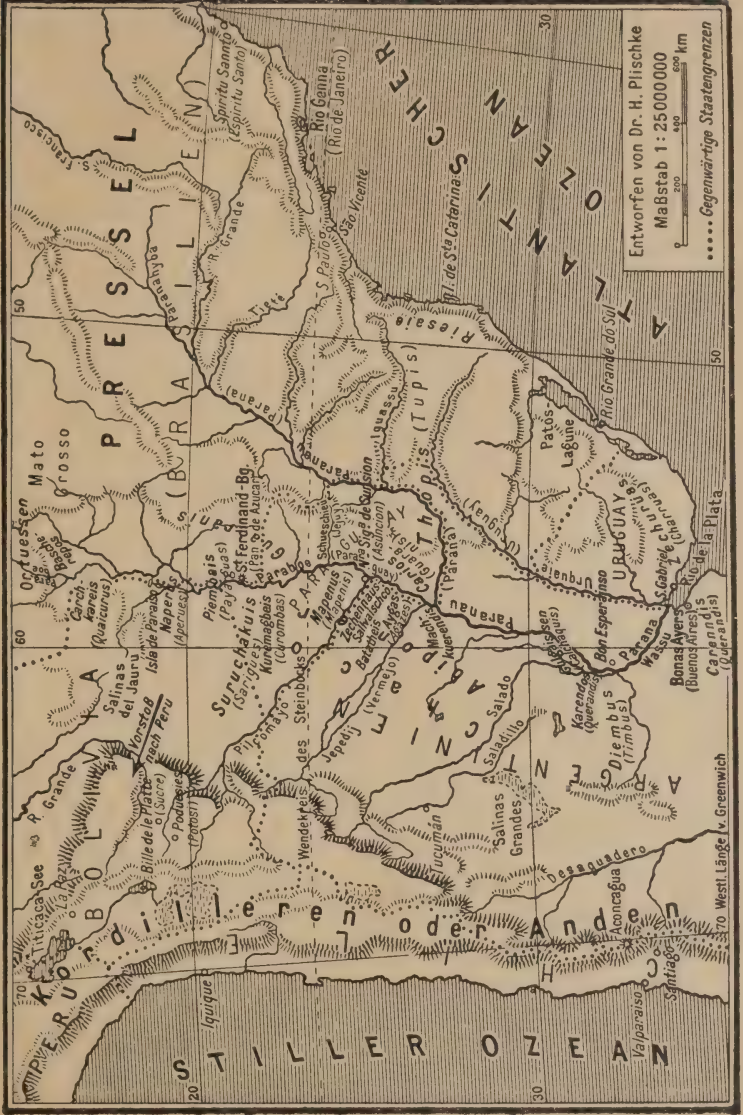
Parthadineß (italienisch
barchettina) von Schmidel auch Wasserbuegen genannt
(vom spanischen buque = Schiff).

Wasserbuegen, f. Parthadineß.

Verschiedenes.

- Atlas, Mäntel aus Atlas . . . ein dem Atlas ähnliches Gewebe, das in Arles (Provence) hergestellt wurde.
- Hängematte Dieses Wort stammt vom indianischen hamar (Hängematte) her; von den Indianern haben die Europäer dieses Gerät übernommen.
- Körperbemalung Es ist darunter die Tatauierung zu verstehen, fälschlicherweise meist Tätowierung genannt. Die Körperverzierungen kommen zustande, indem man Figuren in die Haut sticht oder ritzt und mit irgendeinem Farbstoffe einreibt.
- Mark Gewicht; zugrunde lag allen diesen Gewichtseinheiten die kölnische Mark = 280,8 Gramm.
-

Die Sitze der Indianerstämme im Gran Chaco und im La-Plata-Gebiet um das Jahr 1530.



Entworfen von Dr. H. Plischke
Maßstab 1 : 25 000 000
0 200 400 600 km
..... Gegenwärtige Staatsgrenzen

Alte Reisen und Abenteuer

Von dieser neuen Reihe erscheinen zunächst:

- Vd. 1. **Fernão de Magalhães**, Die erste Weltumseglung
Bearbeitet von Dr. S. Plischke
- Vd. 2. **Ulrich Schmidel**, Abenteuer in Südamerika
Bearbeitet von Curt Cramer
- Vd. 3. **James Cook**, Die Suche nach dem Südländ
Bearbeitet von Dr. S. Damm
- Vd. 4. **Peter Kolb**, Zum Vorgebirge der Guten Hoffnung
Bearbeitet von Dr. P. Germann
- In Vorbereitung:
- Christoph Columbus**, Die Entdeckung Amerikas
Bearbeitet von Dr. S. Plischke.
- Marco Polo**, Am Hofe des Großchans
Bearbeitet von Dr. A. Herrmann

Reisen und Abenteuer

Bisher erschienen:

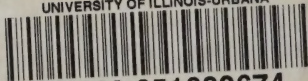
- | | |
|---|--|
| Vd. 1 Even Hedin , Abenteuer in Tibet | Vd. 11 Georg Wegener , Erinnerungen eines Weltreisenden |
| Vd. 2 Even Hedin , Transhimalaja | Vd. 12 Gustav Nachtigal , Sahara und Sudan |
| Vd. 3 Kapitän Scott , Letzte Fahrt (Scotts Tagebuch) | Vd. 13 Ernest Shackleton , Im sechsten Erdteil |
| Vd. 4 Georg Schweinfurth , Im Herzen von Afrika | Vd. 14 Walter von Rummel , Sonnenländer |
| Vd. 5 H. M. Stanley , Wie ich Livingstone fand | Vd. 15 Gilder , Untergang der Jeannette-Expedition |
| Vd. 6 Kapitän Scott , Letzte Fahrt (Abenteuer der Gefährten) | Vd. 16 Slatin Pascha , Feuer und Schwert im Sudan |
| Vd. 7 Even Hedin , Durch Asiens Wüsten | Vd. 17 Ejnar Mikkelsen , Ein arktischer Robinson |
| Vd. 8 Even Hedin , Zu Land nach Indien | Vd. 18 Henry M. Stanley , Mein erster Weg zum Kongo |
| Vd. 9 Nordenfjöld , Umseglung Asiens und Europas | Vd. 19 Even Hedin , Prischewalkli |
| Vd. 10 Henry M. Stanley , Im dunkelsten Afrika | Vd. 20 Even Hedin , Meine erste Reise |
| Vd. 21 Henry M. Stanley , Auf dem Kongo bis zur Mündung | |
- Jeder Band mit zahlreichen Abbildungen und Karten, in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.
- Beide Reihen werden fortgesetzt. / Ausführliche Prospekte auf Verlangen.

Verlag F. A. Brockhaus / Leipzig

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 051892674